Liebes- und Ehe-Leben

an

Europäischen Fürstenhöfen.

NEUE FOLGE.

BERLIN SW.
VERLAG HUGO STEINITZ.
1894.

Liebes- und Eheleben

an

Europäischen Höfen.

Neue Folge.

Liebes- und Ehe-Leben

an

Europäischen Höfen.

Neue Folge.

Hugo Steinitz Verlag.
Berlin SW. 1894.

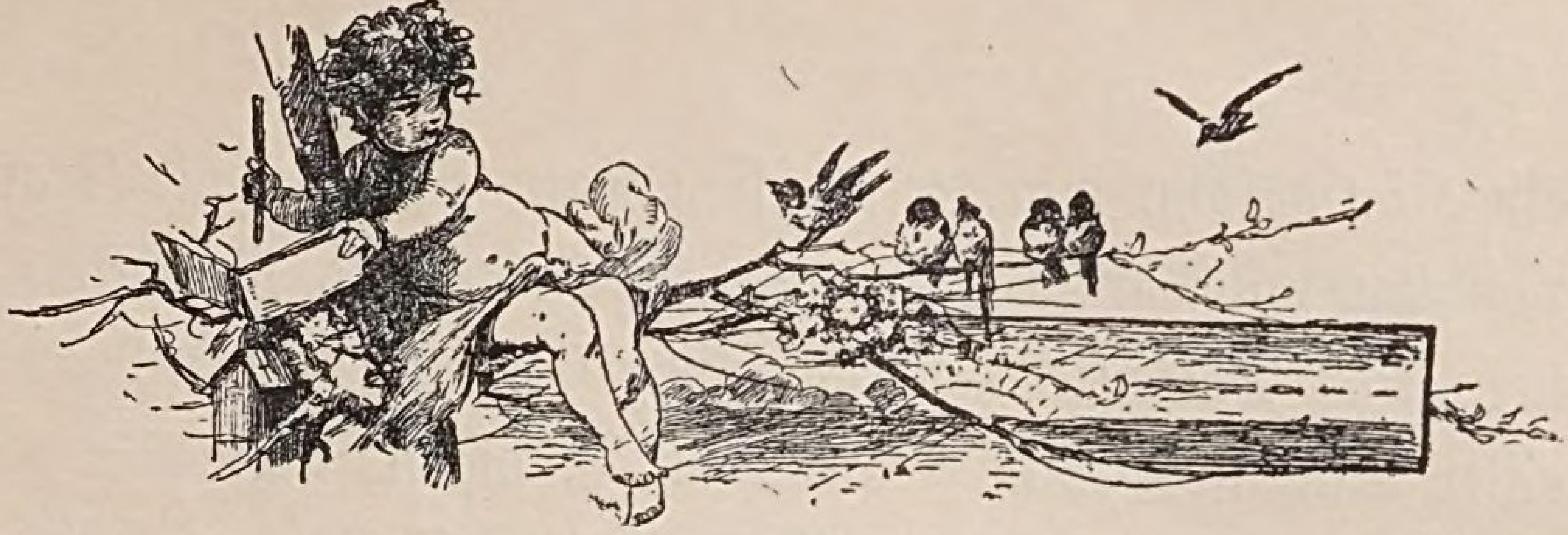
Vorrede.

Unser vor einem Jahre erschienenes Buch „Liebes- und Eheleben an europäischen Fürstenhöfen" hat eine überaus günstige Aufnahme und wohlwollende Kritik gefunden. Letztere hat mit Recht erkannt, daß es sich hier um ein Stück Kulturgeschichte handelt, das bisher geradezu brach gelegen hat, und dessen Wichtigkeit zur weiteren Fortführung des Unternehmens auffordert. Indem wir uns dieser Aufgabe unterziehen, fühlen wir uns verpflichtet, die Quellen näher zu bezeichnen, aus denen wir vorzugsweise geschöpft haben. Für die neueste Geschichte haben wir lediglich den öffentlichen Blättern den Stoff entnommen, indem wir die zerstreuten Notizen derselben gesammelt und verarbeitet haben. Für die mehr zurückliegende Zeit haben wir ganze Werke zur Hand gehabt. Das erste Kapitel „Die Gattin eines englischen Prinzen" ist ein Extrakt des berühmten, bei Duncker & Humblot in Leipzig erschienenen Buches „Caroline von Linsingen", das seiner Zeit so großes Aufsehen machte, und das wir heute noch der Aufmerksamkeit aller derer empfehlen, die über das, was wir nur auszugsweise bringen konnten, vollständig sich unterrichten wollen. Ebenso mag der Aufsatz über die Nichten des Kardinals Mazarin, welcher dem Werke über dasselbe Thema von A. Renée (übersetzt von Fr. Szarvady, Verlag von R. Kuntze in Dresden) entlehnt ist, als Anregung dienen, sich in diesem klassischen Buche aus-

führlicher belehren zu lassen. Wir erwähnen noch als Quellen für andere Teile unseres Buches: Emmanuel de Lerne, Reines légitimes et Reines d'aventure (Paris, Henri Plon), La comtesse Hélène Potocka (Paris, Calmann Levy), ausführlich besprochen von Karl Frenzel in der Nationalzeitung, Fr. v. Raumer „Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart" (Leipzig, Brockhaus), endlich „Caroline Mathilde, Königin von Dänemark" (H. Ch. Heimbürger, Celle, Capaun-Karlowasche Buchhandlung).

Der Verfasser.

Inhalt.



Die Gattin eines englischen Prinzen.

Karoline von Linsingen — das ist nicht zu leugnen ist eine kulturhistorisch merkwürdige Erscheinung. Wenn sie auch nicht mit einem königlichen Prinzen durch zarte Bande vereinigt gewesen wäre, sie hätte immer noch Anspruch auf ein hochgradiges Interesse, sie erschiene immer noch als eine höchst eigentümliche Persönlichkeit. Ihre Gedichte, Klopstockisch-überschwänglich, ihre Briefe geistvoll, aber sentimental an die Wertherperiode mahnend, ihre seltsamen Krankheiten, somnambule Zustände und Scheintod, der tragische Gegensatz ihrer empfindsamen Natur zu einer rauhen Wirklichkeit, der Kampf einer höher gestimmten Seele gegen die widerstrebende Welt, freiwillige Entsagung und trauriger Untergang — das alles giebt überreichliches Material zu einer hochbedeutsamen Kulturstudie. Nun kommt noch hinzu, daß es

ein Königssohn war, auf dessen Haupte später die Krone von England schimmerte, der sie liebte und sich mit ihr heimlich vermählte — sie dann verließ und in den Armen einer Schauspielerin sich zu entschädigen suchte für das verlorene Glück, während sie in edelster Selbstverleugnung auf ihre Rechte verzichtete, in der Meinung, dem Prinzen im Wege zu sein, während sie einem andern, tief unter ihr stehenden Manne die Hand reichte und in erbärmlich kleinlichen Verhältnissen verkümmerte. Ja, das ist ein tieferschütterndes Lebensbild, wie es so leicht nicht wieder sich der Betrachtung darbietet, reich an hellschimmernden Lichtern, aber auch an tiefen Schatten.

Der Vater unserer Heldin war der Generallieutenant Wilhelm von Linsingen, Chef des 12. Hannover'schen Infanterieregiments; er wohnte abwechselnd in Lüneburg und Uelzen. Die Mutter war ebenfalls eine geborene von Linsingen vom Oberhofe. Caroline war die Zweitgeborene unter acht Geschwistern. Ihr Geburtstag war der 27. November 1768. Von ihren Geschwistern werden in den Urkunden besonders erwähnt: Juliane, nachherige Baronin von Jenisen, geb. 1767 (in den Briefen „Julchen" genannt); dann Martin und Friedrich Ernst Jakob, der Großvater des in Wien lebenden Barons von Linsingen, Carolinens Lieblingsbruder und der Busenfreund des Prinzen; er ist erst am 21. Juni 1853 gestorben als General der Kavallerie und Flügeladjutant des Königs

von Hannover. Dieser höchst bedeutende Mann war vollständig in das Geheimnis eingeweiht und hätte die genauesten Nachrichten geben können, wenn nicht Freundschaft und ein feierlicher Eidschwur seinen Mund geschlossen hätten.

Carolinens Vater war mit dem Mecklenburg-Strelitz'schen Fürstenhause auf das Innigste befreundet; er begleitete die Prinzessin Sophie Charlotte zu ihrer Vermählung mit dem König Georg III. nach England, wo er drei Jahre blieb, ausgezeichnet durch die besondere Gunst des Königs. Er hielt sich zwar später in Deutschland auf, machte aber häufig Reisen nach England. Er hatte der Königin das Wort gegeben, ihr seine jüngste Tochter Caroline ganz zu überlassen. Kaum zählte Caroline 14 Jahre, so bestand die Königin auf der Erfüllung dieses Versprechens. Die Großmutter Carolinens jedoch, unter deren Obhut das Mädchen stand, weigerte sich, ihre Enkelin ziehen zu lassen, so lange die Erziehung derselben nicht vollendet sei. So ging Caroline nicht nach London — jetzt und auch später nicht. Wohl aber erschien später, von Carolinens Vater nach Deutschland begleitet, der Königin dritter Sohn Wilhelm Heinrich in Hannover. Ihm waren ein Oheim Carolinens, ihres Vaters jüngster Bruder, ein englischer Lord Dutton und noch einige englische und hannoversche Edle als Ehrenkavaliere beigegeben. Ein festlicher Empfang wurde dem

Sohne des Landesfürsten bereitet, und Caroline beteiligte sich an den Feierlichkeiten mehr, „als sie sonst bei ähnlichen Vorfällen zu thun gewohnt war“. Das Schicksal begann magische Kreise um sie zu ziehen.

William brachte Carolinen einen Brief von seiner königlichen Mutter und eine mit deren Namenszug versehene Brillantnadel, welche später die Retterin Carolinens aus fataler Situation wurde, mit. Am 13. April des Jahres 1790 sahen sich die beiden zum ersten Male, und nur kurze Zeit verfloß, so wußten sie, daß sie einander glühend liebten.

Kaum ahnte Karolinens Vater das zärtliche Verhältnis, als er auch alles aufbot, die Liebenden zu trennen; er schrieb sogleich an die Königin nach England. Diese jedoch nahm die Sache gar nicht ernst; sie bat, man möge die jungen „Leute“ tändeln lassen. Solch' eine ideale Neigung, meinte sie, werde den Prinzen der Tugend erhalten, ihn vor den Klippen, welche der Unschuld eines so hoch gestellten Sterblichen nur zu oft den Untergang drohen, bewahren. Sie ahnte freilich nicht, daß sie das Lebensglück ihres Lieblings, eines geist- und gefühlvollen Mädchens vernichtete, welches wahrlich nicht zu „tändeln“ verstand, wohl aber ihr jungfräuliches Herz dem Prinzen schenkte.

Nach einem Jahre gab Caroline den dringenden — auch „unwiderstehlichen“ Bitten Williams nach, und ein

schottischer Geistlicher Namens Parsons, der dem Prinzen in freundschaftlicher Verehrung zugethan war, verband die Liebenden in einer einsamen Waldkapelle im Beisein weniger vertrauter, in das Geheimnis eingeweihter Freunde. Es sollte ein Bund sein für Zeit und Ewigkeit, gesegnet am geweihten Orte, geheiligt durch die reinste Liebe, untrennbar durch die Erfüllung gesetzlicher Vorschriften und durch den Schwur unwandelbarer Treue!!

Dies ist am 21. August 1791 geschehen, und zwar in der Nähe von Pyrmont, wo sich die Familie Linsingen, die Prinzen William von Clarence und dessen Bruder, der Herzog von York, damals befanden.

Letzterer, der in den Briefen nicht gut wegkommt, war in dem Badeort angelangt, um Williams Geburtstag zu feiern. Man lese die überaus interessante Schilderung des Balles am Vorabende der geheimen Vermählung, wie Williams Eifersucht auflodert, da sein Bruder sich leichtfertige Scherze Carolinen gegenüber erlaubt — wie es nahe daran war, daß alles entdeckt worden wäre — wie Carolinens Vater einer Sitte gemäß ihre Hand in die ihres Tänzers, Williams, legt, worauf das Mädchen sich niederbeugend, wie, um das Schicksal zu überlisten, spricht: „Du giebst mir ihn, Vater, für das Leben!“ worauf der ehrwürdige Greis, ihre Rührung bemerkend, sie jedoch nur halb verstehend, sagt: „Wären doch eure Wünsche zu erfüllen, aber es geht nicht!“ — wie Caroline

noch vor dem Schlafengehen in des Vaters Arme eilt, als wollte sie ihm allen Kummer abbitten, den sie ihm zu bereiten im Begriffe stand — das alles ist von dramatischer Kraft und lebendigster Frische.

Caroline — die junge Gattin — war namenlos selig aber doch zugleich von jener düstern Ahnung erfüllt, welche fein organisierte Naturen gerade im Momente des höchsten Glückes manchmal überschleicht — ihre dunkle Zukunft erhob sich vor ihr, wie ein gespenstischer Schatten. Sie giebt dieser Stimmung in ergreifender Weise Ausdruck in einem ihrer so merkwürdigen Briefe, den sie zwanzig Jahre nach diesem Ereignisse schrieb.

Caroline erzählt in diesem an zarten Zügen überreichen Briefe unter anderem, wie ihr Bruder Ernst eingetreten, um ihr einen Kranz von frischen Myrthen ins Haar zu drücken, wie William aufgesprungen, um ihm denselben abzunehmen, Ernst sich jedoch geweigert habe und nun ein freundschaftlicher Streit zwischen beiden entstanden sei. Ernst sagte tief gerührt: „Zu meiner Freude habt ihr dieses schöne Sinnbild vergessen, ohne das keine Tochter unseres Hauses getraut werden darf. Er ist für Caroline bestimmt, dieser Kranz, aber gehört er denn nicht auch Ihnen, teurer Prinz?“ Und ganz erschüttert setzte er hinzu: „William, Bruder, Du giebst ihr heute alles — führst sie in einen Himmel von Seligkeit — o, laß mich doch auch etwas für das holde Wesen

thun, daß ich Dir heute ganz übergebe, das ich mir raube, Dir vertraue." Nun führt der Prinz selbst den Bruder zu seiner lieblichen, in Thränen aufgelösten Braut und Ernst drückt den Kranz in ihre Locken. Sodann geleitet Dutton Caroline in die Kapelle, wo der Prinz, Parsons, Georg und des Prinzen treuer Jackson bereits warteten. Ernst übergab, des Vaters Stelle vertretend, William Carolinens Hand und führte sie zum Altare, wo sie zwischen Ernst und Dutton „vor dem segnenden Priester" knieten. „Laut und feierlich", schreibt Caroline, „beantwortete William alle Fragen, aber so heftig zitternd, wie ich. Unbeschreiblich waren meine Gefühle, als ich in der Morgendämmerung" — (es war zwischen 5 und 6 Uhr) — „dem Geliebten ganz mich weihte."

Das Glück der Liebe schien den Prinzen über sich selbst zu erheben; alles, was er in jenem Augenblicke that, zeigte, wie Caroline bemerkt, „so ganz sein großes, edles, treffliches königliches Herz", daß sie über das Glück erstaunte, diesen, *diesen* Mann als den ihren ansehen zu dürfen. Er umarmte die Freunde, ihnen mit Blicken dankend, da er keine Worte fand, er reichte den treuen Dienern die Hand zum Kusse, und indem er sie zu Zeugen dieser glücklichen Stunde machte, belohnte er sie in schönerer Weise, als wenn er ihnen Geld geboten hätte. Da konnte Caroline sich nicht mehr zurückhalten, sie stürzte zu seinen Füßen und küßte seine Hand.

Dann begaben sich die Neuvermählten auf getrennten Wegen nach Pyrmont zurück. Der Prinz mußte die Glückwünsche zu seinem Geburtsfeste entgegennehmen — er hätte noch ganz andere Glückwünsche empfangen können — und hatte einer Einladung seiner Tante, der Herzogin von Braunschweig, Folge zu leisten. Auch Caroline durfte bei der Cour im Ballsaale nicht fehlen. Als sie William neben seinem Bruder in allem Glanze seines Standes stehen sah und bemerkte, daß selbst regierende Fürsten und Fürstinnen in ehrerbietiger Entfernung von ihm sich hielten, da hob sich ihre Brust höher und mit Wonne dachte sie daran, daß sie seinem Herzen so nahe stand. Wie natürlich war das Gefühl, das sie erfaßte! Sie meinte seiner nicht ganz unwert zu sein und doch wünschte sie zugleich innig, daß er ein einfacher Privatmann wäre.

Caroline hatte dem Prinzen das feierliche Versprechen abgenommen, ein Jahr lang ihre Jungfräulichkeit zu schonen. Man sieht, man hat an diesem weiblichen Wesen einen Charakter vor sich, der die Dinge dieser Welt sich unterordnet; einen Geist von seltener Energie, dem das Himmlische alles, das Irdische nichts ist; der eine Größe in sich faßt, die des Aufschwunges zu jeder Erhabenheit mächtig ist. In diesem einzigen Zuge ist Carolinens ganzes Schicksal embryoniert und der weitere Fortgang desselben nur eine Entfaltung ihrer Grundlage.

Nachdem der entscheidende Schritt gethan und Caroline des Prinzen Gattin geworden war, handelte es sich vor allem darum, einen geeigneten Augenblick abzuwarten, um dem Vater das Geheimnis mitzuteilen und dann mit seiner Unterstützung die Einwillung der königlichen Eltern in England zu erringen. Es wird uns in den Briefen mitgeteilt, Lord Dutton habe dafür gesorgt, daß die Ehe nach englischen Gesetzen vollständig giltig war, so daß sich kein Vorwand für eine eventuelle Scheidung finden ließ. Obwohl uns der Trauungsakt nicht vorliegt, so müssen wir dieser Nachricht dennoch Glauben schenken und zwar deshalb, weil sonst die spätere Erzählung von des Prinzen schwankender Haltung in England, von seiner Äußerung, es komme auf Carolinens Einwilligung an, ob die Ehe getrennt werden könne, und von Carolinens großmütiger Entsagung unverständlich wäre. Der Gedanke, daß mit Caroline ein frevelhaftes Spiel gespielt worden, bleibt ausgeschlossen — es war eine nach englischem Ritus gültige Ehe.

Die Neuvermählten verlebten nun eine Zeit hoher, idealer Glückseligkeit neben einander. Sonst sehr zur Melancholie geneigt und stets voll trüber Ahnungen, wird die jungfräuliche Gattin jetzt zeitweilig heiter und selbst mutwillig, was ein Brief an ihren Bruder Ernst beweist; freilich fehlt es auch in diesem Briefe nicht an tief ernsten Momenten, an gewaltig packenden Effekten.

So erzählt sie dem Bruder, daß Graf Schwicheldt „der Pyrmonter beau monde“ ein Dejeuner im Freien gab. Auf einer Wiese in der Nähe des Sennerwaldes war ein fürstliches Arrangement getroffen; hier fand sich eine große Gesellschaft zu fröhlichster Unterhaltung zusammen, da die meisten Teilnehmer zu Pferde gekommen waren, so fand der Vorschlag, einen weiteren Spazierritt zu unternehmen, allgemeine Zustimmung. Schwicheldt führte den Trupp an, und plötzlich befanden sich alle bei jener Kapelle, in welcher Caroline mit dem Prinzen heimlich getraut worden war. Die ganze Gegend war reich an Erinnerungsplätzen für die Liebenden, darum war Prinz William schon seit Beginn des Ausflugs unruhig und einsilbig — wie erst hier an diesem geweihten Orte! Er und Caroline hatten es das ganze Jahr vermieden, hierher zu kommen; erst am 21. August als an ihrem Vermählungstage wollten sie insgeheim sich daselbst einfinden, um ihren Schwur zu erneuern. Als der Prinz nun die Kapelle erblickte, hielt er Carolinens Pferd an, sprang von dem seinigen und half seiner Gemahlin beim Absitzen. Die ganze Gesellschaft folgte diesem Beispiele. Der Prinz führte Caroline bis zur Thür der Kapelle, und da der Schlüssel nicht da ist, eilt er, denselben zu holen, nachdem er Carolinens Hand in Duttons Arm gelegt; der edle Lord flüstert der Zitternden zu, sie möge sich fassen und ruhig bleiben, sonst sei alles ent-

deckt. Inzwischen kommt der Prinz zurück, eilt in die Kapelle, sinkt vor dem Altare nieder und küßt die Stufen, auf denen er und Caroline damals gekniet. Caroline, einer Ohnmacht nahe, wird von Dutton unter dem geschickten Vorwand hinausgeführt, die Brillantnadel, welche die Königin ihr geschenkt, zu suchen, da sie dieselbe verloren habe. Vor der Thür der Kapelle standen Franz von Alten und Werner von dem Bussche, zwei glühende Verehrer Carolinens. Sie waren Nebenbuhler und doch die besten Freunde — sie wollten einander nur den Rang ablaufen. Beide erboten sich, die Nadel — welche Caroline gar nicht bei sich gehabt — zu suchen, und begaben sich hinweg. Dutton ging wieder in die Kapelle zurück, während Caroline im Freien blieb. Er fand den Prinzen noch immer in träumerisches Sinnen versunken im Gotteshause — während die Gesellschaft in peinlichster Verlegenheit sich daselbst befand, da niemand sich erklären konnte oder vielleicht sich nicht zu erklären wagte, was denn das alles zu bedeuten habe.

Endlich erhob sich der Prinz und ging hinaus. Als er Caroline aufs Pferd hob, drückte er sie mit solcher Innigkeit an sich, daß sie fast einen Schrei ausgestoßen hätte. Er bat sie leise, nicht neben ihm zu reiten, da er sich sonst verraten würde. Dies geschah; als aber Alten und Bussche, die bereits in der Allee vor dem Wohnhause warteten, um die Fruchtlosigkeit ihres

Suchens zu dokumentieren, sich nun Carolinen, um ihr beim Absteigen behilflich zu sein, näherten, stürzte William hervor und drängte die beiden hastig zurück. Bei dieser Gelegenheit entfiel ihm Carolinens Bild, das er stets am Busen trug; er nahm es eiligst wieder zu sich, drückte es an Carolinens Herz und an seines. Nur die Pferde verbargen diese bedenkliche Scene den lauernden Blicken der verliebten Cavaliere — aber dem Vertrauten des Prinzen, dem Lord Dutton, wurde es doch klar, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei, daß das Geheimnis dem Vater Carolinens entdeckt werden müsse. Man begann schon im Geheimen zu flüstern und allerlei Vermutungen anzustellen. Eine Äußerung, welche im Kreise der Freundinnen Carolinens, der Komtessen Lilli Vinx, Melusine und Louise Kielmannsegge, fiel, mußte sie beunruhigen, weil sie bewies, daß man bereits Verdacht geschöpft. Lilli küßte Caroline und sagte leise: „Du Glückliche!" Schwester Julie teilte Carolinen später mit, daß Lilli ihr die Scene in der Kapelle erzählt und dabei gefragt habe, ob ihre Bestürzung wirklich von der verlorenen Tuchnadel herrührte? Alten und Bussche erlaubten sich sehr spitze Bemerkungen über Verschiedenes, das sie beobachtet, und da auch William davon hörte, so war er nahe daran, sich mit den beiden zu schlagen; durch Caroline wurde jedoch eine Versöhnung herbeigeführt. Alle diese pikanten Scenen sind von Carolinen in dem Briefe an Ernst

ausführlich geschildert, und es sei auf denselben verwiesen.

Die Aufregungen aller Art, selbst das Übermaß des Glücks machten Caroline krank. Caroline schien überhaupt bestimmt, Glückseligkeit und Elend in außergewöhnlichem Maße zugeteilt zu erhalten; das Wort ihrer Mutter: „Du wirst einst namenlos glücklich oder namenlos elend!“ erwies sich als ein prophetisches. Auch der Prinz fühlte sich unwohl; seine Blässe erschreckte Caroline —; aber als die beiden in seliger Umarmung sich umschlangen, entrückt der Welt und dem starren Gesetz der Etiquette, da fühlten sich beide wieder gesund und wünschten nichts sehnlicher, als daß dieses Glück ewig dauern möchte. „Wonnigliches Pyrmont“, ruft Caroline aus, „das mir sonst so langweilig erschien, was bist Du mir geworden. Bäume, Sträucher, Steine, alles in Dir ist belebt. Ewig bleibst Du mir ein Göttersitz. Möge Deine Heilquelle Leben und Gesundheit der ganzen leidenden Menschheit geben!“

Rührender Segenswunsch eines glücklichen, liebenden Herzens. Wenn ich mich selig fühle, dann sollen es alle Menschen sein!

Wie groß aber das Glück der Liebe auch sein mag — es ist nur ein irdisches Glück! Innige, treue Liebe kann etwas Unvergängliches in sich haben, nicht unvergänglich aber ist die Wonne der Liebe. Schon unser

Nibelungenlied schließt mit dem bedeutsamen Worte, daß Liebe immer mit Leid ende, und die Geschichte der berühmtesten Liebespaare, sie ist eine tragische. Arme Caroline! Was wolltest Du voraushaben vor Thisbe, Kriemhilde, Francesca da Rimini, Julie und Virginie?

Dreizehn Monate hatte der Ehebund schon gedauert und bereits fühlte Caroline sich Mutter, als erst der Vater genaue Kenntnis von der Sachlage erhielt. Jetzt — freilich zu spät — trennte er die Liebenden und schrieb nach England, damit der Prinz abberufen werde. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß William einen Selbstmordversuch unternommen und nur durch das schnelle Dazwischenkommen des Generals von Linsingen gerettet worden, der — wahrscheinlich durch einen Streifschuß verwundet — dadurch Anlaß gab, daß man sich zuflüsterte, er habe sich mit dem Prinzen duelliert.

Der bekümmerte Vater gab nun eine bedingte Einwilligung. Er wollte seiner Tochter freien Willen lassen, bis Nachrichten von Williams Eltern anlangten. Der Prinz aber ging nach England. Die gewünschten Nachrichten ließen nicht lange auf sich warten — sie waren derart, daß Caroline jede Hoffnung aufgab, jemals von Seite der Königin als Schwiegertochter anerkannt zu werden. Die Arme faßte nun den heroischen Entschluß, sich von William zu trennen. Eine Frühgeburt in Driburg wohin sie der Vater gebracht, beraubte sie der

letzten Hoffnung und bestärkte sie in ihrem Vorhaben. Zwar erschien der Prinz bald wieder in Driburg, beschwor sie auch, fest zu bleiben und niemals in eine Scheidung zu willigen — aber er brachte einen Brief der Königin mit, der Carolinen deutlich, nur zu deutlich offenbarte, wie man am Londoner Hofe über diesen Liebesbund dachte.

Der Prinz reiste wieder ab — von Dutton bis Stade begleitet. Es war ein Lebewohl für immer. Niemals sahen sich die beiden wieder. Als er sie noch in letzter Stunde anflehte, was auch kommen möge, von ihm nicht zu lassen — schwieg sie. Sie wußte wohl, was kommen werde. Zwar scheint es, als sei sie die Ursache der traurigen Trennung gewesen, was äußerlich allerdings der Fall war. Wer jedoch tiefer blickt, wird bald erkennen, daß sie nur, wenn man so sagen darf, der Logik der Thatsachen sich fügend, das Kommende vorhersehend des Schicksals harten Schluß im Voraus anerkannte.

Daß sie in Ohnmacht fiel, als der Prinz sie verlassen, wen wird das wundern? Daß sie auch an Selbstmord dachte — wie sie einmal dunkel andeutet —, ist weniger glaublich.

Ihr Vater eilte sogleich mit ihr nach Hannover und der zweite Akt der Tragödie war vorüber.

Die beseligende Überraschung, die der Prinz Carolinen durch seinen unverhofften Besuch in Driburg bereitete,

hätte die Bekümmerte wieder aufrichten und befestigen können; allein wir sehen, daß seine Ankunft von eindringlichen Briefen der Königin begleitet war, die in schmerzlichem Gegensatze mit des Prinzen schimmernden Verheißungen standen, und in denen Caroline schweigend ihn schwelgen läßt, während sie dieselben als „goldene Luftschlösser“ ohne Zukunft betrachtete. Ein tödlicher Wurm nagte also an ihrem Herzen, während sie in den Armen des Prinzen in Wonne zerfloß.

Als aber der Prinz endlich von ihr in Driburg Abschied nahm, da bemächtigten sich bange Vorgefühle nahen Unglückes der Bedrängten; aber noch lag ihr Glück in des Prinzen Hand. Blieb er fest, so war Caroline und ihre Liebe gerettet. Ob sie auf ihn so ganz vertraute? Oft hat sie ihn einen Helden genannt. Man kann ein Coriolan, ein Held in der Schlacht sein und den Mutterzähren unterliegen! Wenn Caroline in der Feinheit ihrer Empfindung nicht etwas derartiges durchgefühlt hätte, woher sollte die Verzweiflung, die Todesnot gekommen sein, die sie im Augenblicke der Trennung erfaßte? „Es ist vorbei!“ rief sie mit dem Gefühle der Vernichtung und verlor das Bewußtsein. Der Prinz ging nach England, und als die Stunde der Entscheidung kam, als man in ihn drang, mit allen Mitteln, die den Mächtigen zur Überredung ihrer Opfer zu Gebote stehen, hielt der Prinz da aus, war er eine Eiche im Sturme?

Ach Himmel, nein! Er war so schwach, statt männlich sein treues Weib zu vertreten, den Schild vor sie zu halten und sie zu schützen — zu weichen und die Entscheidung auf sie hinüber zu schieben. Er versprach stillschweigend in die Scheidung zu willigen, wenn Caroline freiwillig entsagte! Die Ausflucht war, er glaubte, es wäre unmöglich, daß dies geschehe. Dies war eine ganz unverzeihliche Rücksichtslosigkeit und eine Bloßstellung Carolinens, der er schon aus Zartgefühl sie nie aussetzen durfte. Statt selbst standhaft seine Stellung zu verteidigen, verließ er sie und verlangte von seinem Weibe, daß sie, standhafter als er, die Verteidigung derselben auf sich nehmen sollte. Welche Kraftlosigkeit! Welches Vergessen! Sollte sie, für sich auf das Gesetz pochend, Streit beginnen mit der königlichen Familie? Sollte sie, wo der Prinz wich, vorantreten und ihn, ringend gegen die Übermacht, sich erkämpfen? Was blieb dem verletzten Schamgefühle, der weiblichen Bescheidenheit, dem Gehorsam gegen die Eltern, in der ganzen, falschen Stellung, in welche sie der Prinz gebracht, anderes übrig, als willenlos sich zum Opfer hinzugeben und auf ihre gesetzlichen Rechte zu verzichten? — Sie that es und ging in die Vernichtung. —

Darf man Carolinen einen Vorwurf daraus machen, daß sie auf ihren Entschlusse beharrte, daß kapriziöser Eigensinn ihre Handlungsweise leitete, daß sie sich in

einer Flut selbstgeschaffener Leiden zu Tode quälte, während sie auf den Stufen des größten Thrones der Welt schwelgen und über Tausende von Unglücklichen Segen verbreiten konnte?

Wie aber, wenn die Geschichte, wenn das, was uns über des Prinzen weiteres Leben, über ein gleichzeitig mit einer englischen Schauspielerin Miß Dora Jordans eingegangenes Liebesverhältnis erzählt wird, Carolinen Recht, doppelt und dreifach Recht giebt?

Man vergesse nicht, daß es einen edlen, erhabenen Stolz giebt, der sich nicht aufdrängen will, der lieber das größte Elend duldet, als Vorteile auf unwürdige Weise zu erlangen. Man vergesse nicht, daß es einen heiligen Opfermut giebt, der ganz und gar nichts gemein haben will mit irgend einer Art von Egoismus. Lesen wir Carolinens letzten Brief an den Prinzen, diese flammende Abweisung, diesen erschütternden Weheruf eines gepeinigten Herzens: und wir werden uns hüten, das Außerordentliche mit gewöhnlichem Maße zu messen.

Wie der Prinz die Versuche machen konnte, nach dem, was er gethan, und im Hinblick auf seine notorische Untreue, sich Carolinen nochmals zu nähern! Wie er es über das Herz bringen konnte, er, dessen Herzensgüte von Carolinen selbst und von so vielen andern, ja, von einer ganzen Nation später gepriesen wurde, das bischen Lebensfreude, das Caroline in ihrer zweiten Ehe —

wenigstens in den ersten Jahren derselben — fand, fort und fort zu stören? Soll man annehmen, er habe trotz allem Caroline nicht vergessen können? Sein böses Gewissen, seine unstillbare Sehnsucht nach dem Weibe seiner ersten Liebe habe ihn noch im Jahre 1812 nach Brünn getrieben?

Wohl mag der Prinz Tausende von Weibern kennen gelernt, und sich geneigt gefunden, er mag aber auch die Erfahrung gemacht haben, daß man im Leben, in hundert Leben nur eine Caroline findet; wohl mag die Zeit gekommen sein, wo er die ungeheure Leere gefühlt hat, die ein solcher Verlust im Gemüte hinterläßt; wohl mag die Sehnsucht nach der Wiederausfüllung derselben trotz aller Herrlichkeit und Abwechselung, wie sie das Leben dem Seehelden, dem gewiegten Parlamentsmitgliede, endlich dem populären Könige bot, keine Stillung gefunden haben . . . die Verlorene blieb verloren.

Sie wanderte mit ihrem zweiten Gemahl, dem Doktor Meineke und ihrer Familie von Hannover nach Berlin, von Berlin nach Blansko — die Verbesserung kümmerlicher Lebenslage wurde damit angestrebt. Und zuletzt bietet ihr der Mann, der sie zwar liebte aber nicht verstand, eine Stellung die ihm 750 Gulden Wiener Währung als Jahres-Gehalt einträgt! Aber abgesehen davon, es war an und für sich der unglückseligste Schritt, den sie nur irgend thun konnte: sich noch einmal

zu verheiraten! Niemals hätte Caroline sich wieder einem Manne hingeben — niemals mehr herabsteigen sollen in die profane Welt. In erhabener, stolzer Einsamkeit hätte sie ihren Erinnerungen leben sollen! Friederike von Sesenheim giebt keiner Werbung mehr Gehör, nachdem sie einen Goethe geliebt!! — Allerdings machen einzelne Umstände diese Heirat — die an und für sich unbegreiflich wäre — einigermaßen verständlich. Drei Jahre ließ der Prinz von sich nichts hören — nachdem die Scheidung vor sich gegangen. Nur Dutton bewachte, wahrscheinlich beauftragt von dem Prinzen — zu welchem Zwecke? fragen wir entrüstet — die Unglückliche; er bewachte sie so sorgfältig, daß sich das Gerücht verbreitete, er wolle sie selber heiraten. Aber Caroline kränkelt — alle Bewerbungen um ihre Hand werden mit Hinweis auf die schwankende Gesundheit abgewiesen! Die Natur rächt jedes Übermaß an Lust und Leid — nichts ist so unerbittlich wie sie. Der Geist Carolinens mochte mit heroischer Kraft gegen das entsetzliche Schicksal ankämpfen, der zarte Körper konnte nicht Schritt halten. Ein verzehrendes Fieber brachte sie an den Rand des Grabes. Unschlüssig standen die Ärzte um ihr Krankenbett — sie verstanden den Charakter der rätselhaften Krankheit nicht und gaben die Hoffnung auf, sie zu retten. Endlich schien der Tod die edle Dulderin von aller Qual erlöst zu haben — Caroline

lag bleich, regungslos, starr da. Man mußte glauben, sie sei verschieden. Sie wurde aufgebahrt, mit Blumen und Kränzen bedeckt und ein feierliches Leichenbegängnis vorbereitet. Als die Stunde der Beerdigung herankam, fing einer von den Ärzten — ein noch junger Mann, ausgezeichnet durch körperliche Vorzüge wie gründliches Wissen, aber eben seiner Jugend wegen von den älteren Kollegen wenig beachtet — an, unsicher und unschlüssig zu werden. Er behauptete, es seien an der Verstorbenen keine völlig zureichenden Zeichen entschiedenen Todes wahrzunehmen; bei dem wenig aufgeklärten Charakter der Krankheit, der sie erlegen, sei doppelte Vorsicht nötig. Obwohl die anderen Ärzte widersprachen, ja, den jungen „Besserwisser“ sogar verhöhnten, so setzte er es doch durch, daß die Beerdigung auf seine dringende Bitte vorerst einen Tag noch aufgeschoben wurde. Aber am folgenden Tage befand sich die Leiche noch in dem nämlichen Zustand wie zuvor. Der junge Arzt bat also wieder um einen Tag Aufschub, aber wieder brachte auch dieser keine neuen Todeszeichen. So ging es einige Tage fort. Die Sache begann Aufsehen zu erregen. Man sah jetzt ein, daß Caroline lebendig begraben worden wäre, wenn man dem Urteile der älteren Doktoren sich gefügt hätte. Caroline war freilich tot — aber scheintot. Man brachte sie in ihr Krankenbett zurück, entfernte alle die düsteren Vorbereitungen eines Leichenbegängnisses und verdoppelte

die Sorgfalt für die Unglückliche. Endlich — in der dritten Woche — schlug sie die Augen auf, der Atem kehrte zurück, und das Herz begann zu schlagen. Der junge Arzt aber, welcher ihr das Leben gerettet hatte, war Dr. Meineke.

Entsetzlich, grauenvoll war der Zustand gewesen, in dem sich Caroline befunden. Während ihrer Totenstarre hatte sie das vollkommenste Bewußtsein und hörte jedes Wort, das in ihrer Nähe gesprochen wurde. Sie vernahm die mit dem Tone der Überzeugung gegebenen Erklärungen der Ärzte, daß sie zweifellos tot sei, sie vernahm die Zurüstungen zu ihrer Beerdigung. Das Schluchzen ihrer Verwandten, die Bitten Dr. Meineke's, den Spott und die Beratschlagungen der Ärzte — alles drang an ihr Ohr; das Fürchterlichste für sie war die qualvolle Besorgnis, Meineke möchte seinen Kollegen nachgeben und ihre Beerdigung zulassen. Aber unmöglich war es ihr ein Glied zu rühren, auch nur das leiseste Zeichen zu geben, daß sie noch lebe. Ist es da ein Wunder, daß sie den Dr. Meineke mit Begeisterung als den Retter ihres Lebens pries, der sie — wie sie in ihrem Briefe an den Prinzen sagt — „dem Tode abgekämpft hatte?“ Dr. Meineke wurde von der Familie Carolinens vergöttert, von alt und jung geehrt.

Von tiefstem Dankgefühle beseelt, im Hinblick auf die wunderbare Art, wie sie ihn kennen gelernt, bedrängt

von den Huldigungen und der Liebeswerbung Meineke's, gab sie sich dem Manne hin, der ihr das Leben gerettet, sie einem zweiten, neuen Leben gewonnen hatte. Sie ward die Gemahlin Dr. Meineke's. —

Aus Carolinens Briefen geht hervor, daß diese Ehe keine glückliche war; wie konnte sie das auch sein? Aber Meineke konnte durch zarte, rücksichtsvolle Behandlung, durch edle Ruhe und Mäßigung ihr Herz nach und nach gewinnen und sie mit ihrem Schicksale einigermaßen versöhnen — er konnte das Bild des Prinzen in ihrer Seele erbleichen machen, ihren Schmerz lindern, aber es gelang ihm nicht. Sie klagt später über seine üble Laune, sie — die eines Königs Weib hätte sein können! — Jetzt verrichtet sie die niedrigsten Arbeiten in ihrem armseligen Hause und ist die Dienerin eines Mannes, der sie nicht einmal gut behandelt; sie erfüllt die „kalte Pflicht" einer Hausfrau, sie, deren Herz einst in Paradieseswonne geschwelgt!

Aber nichts — auch das eigenhändige Schreiben des Prinzen, auch die Bitten des geliebten Bruders nicht — konnte sie jemals wankend machen in ihrem Entschlusse; sie lebte, wie sie selbst sagt, nicht für sich, nur für ihre Angehörigen. „Mir die Thränen — Euch das Glück!"

Rückhaltlose Liebe — ja, das war es, was sie wünschte; über den Verlust königlicher Herrlichkeit tröstete sie sich — Kleinigkeiten nannte sie die Schätze, die ihr der Prinz,

der König bieten konnte. Sie verschmäht dieselben „mit dem zartesten Stolze, der je einen weiblichen Busen geschwellt“.

Die Erinnerung warf wohl manchen verklärenden Schimmer auf ihr trübseliges Dasein. Sie lebte sich in die Geschichte ihrer ersten Liebe ein, feierte mit schmerzlicher Wonne die bedeutsamen Jahrestage und schrieb ihre Erlebnisse für ihren geliebten Schwiegersohn Teubner nieder. Dieser Freundschaft verdanken wir die Enthüllungen, welche unser Herz mit Schauer und Mitleid erfüllen. Noch im Jahre 1813, kurze Zeit vor ihrem Tode ergoß sich ihres Herzens Wehmut in einem rührenden Gedichte, in welchem sie ihren William im Traume sieht, wie er ermüdet von der Schlacht, einsam vor einem Feuer sitzt und an seine Caroline denkt. Da kommt der Morgen und der Traum verschwindet.

Ja — ihr Traum, der Traum ihres Lebens verschwand bald. Noch erlebte sie manche Herzensfreude an ihren geliebten Kindern; aber auch tiefes — tiefes Weh! Sie vermählte ihr Jettchen mit dem wackern Teubner, senkte aber ihren holden Heinrich, eine früh geknickte Blume, in die kalte Erde.

In ihrem 45. Lebensjahre starb sie. Weitere Einzelheiten über ihr Leben findet der Leser in dem bei Duncker und Humblot erschienenen Buche: „Caroline von Linsingen“, dem obiger Aufsatz entnommen ist, und das den hochinteressanten Briefwechsel der Heldin enthält.



Prinzessin Elisabeth von Bayern.

Im Anfange des Monats Dezember 1893 wurde aus München berichtet: Das älteste Enkelkind des Kaisers Franz Joseph, die Prinzessin Elisabeth, welche nach ihrer Großmutter, der Kaiserin Elisabeth von Österreich ihren Namen trägt, hat sich in Genua mit dem Freiherrn Otto von Seefried auf Buttenheim, bayerischem Kammerjunker und Lieutenant im bayerischen Infanterie-Leibregiment, vermählt.

Am bayerischen Hofe wußte man schon seit längerer Zeit, daß die Prinzessin Elisabeth eine tiefe Neigung zu dem Lieutenant Baron Seefried gefaßt hatte. Auf einem Balle, der im Winter vorigen Jahres im Palais des Prinzen Leopold stattfand, und zu welchem der junge Offizier mit zahlreichen anderen Kameraden geladen war, lernte die Prinzessin den Freihern von Seefried kennen.

Der zarte Herzensbund, der sich hier entspann, mußte, wie sich denken läßt, auch ernste Opposition erfahren. Wie es heißt, war es der Vater der Prinzessin, welcher die Neigung seiner Tochter nicht billigte. Man erzählt nun, daß es das liebende Mutterherz war, welches der Tochter die Wege zum Ziele ebnete, auf denen mannigfache Schwierigkeiten sich aufgetürmt hatten.

Vor allem mußte es gelingen, den Chef der bayerischen Herrscherfamilie, den Prinz-Regenten Luitpold, zu bestimmen, daß er seine Einwilligung zu der Heirat gebe, und es war dies um so schwieriger, als der Prinz-Regent, wie man erfuhr, dem Projekte keineswegs geneigt war. Den mächtigsten Fürsprecher bei dem Prinz-Regenten fand nun die Prinzessin Elisabeth in ihrem Großvater, dem Kaiser Franz Joseph, dem die Enkelin sich anvertraute, und deren Wünsche durch die Mutter herzliche Unterstützung fanden. Und das mächtige Fürwort des Kaisers Franz Joseph hatte, wie sich denken läßt, Erfolg.

„Ich will nur glückliche Ehen in meinem Hause haben", sprach Kaiser Franz Joseph, als er der vor ihm in Freudenthränen aufgelösten Enkelin die Zustimmung zur Vermählung mit dem Manne ihres Herzens gab. Sowohl Prinz Leopold, als auch sein Vater, der Prinz-Regent, versagten ihre Zustimmung nicht mehr, und die glückliche Braut konnte bereits an dem Tage, an welchem

ihre Schwester, die Prinzessin Auguste sich mit dem Erzherzog Josef August verlobte, dem Baron Seefried — der bekanntlich inzwischen aus der Garnison München nach Straßburg und von dort nach Metz versetzt worden war — die Mitteilung machen, daß alle Hindernisse, die ihrer Vereinigung entgegenstanden, beseitigt seien.

Lieutenant Baron Seefried ist am 26. September 1870 geboren, steht somit im 24. Lebensjahre, seine Gemahlin, die Prinzessin Elisabeth ist am 8. Februar 1874 geboren, also etwas über 20 Jahre alt. Baron Seefried hat zunächst einen längeren Urlaub erhalten und mit seiner Gemahlin eine Hochzeitsreise nach Italien angetreten. Es ist noch nicht bestimmt, ob Baron Seefried wieder in seine letzte Garnison zurückkehren wird. Die Nachricht von dem Vollzuge des Ehebündnisses zwischen der Prinzessin Elisabeth und dem Baron von Seefried kam in den offiziellen Kreisen ziemlich überraschend. Man wußte wohl von der Neigung der Prinzessin und von der gütigen Gesinnung ihres kaiserlichen Großvaters, ahnte aber keineswegs, daß die Schwierigkeiten so rasch schon überwunden seien.

Es ist nicht das erste Mal, daß eine Prinzessin von hoher Geburt mit einem Manne an den Traualtar tritt, dessen Rang und Stand unüberbrückbare Schranken zwischen ihm und seiner Vermählten zu bilden schienen. Im Jahre 1872 vermählte sich die Prinzessin Henriette

von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg mit dem berühmten Chirurgen Professor von Esmarch zu Kiel. Die Heirat der Prinzessin, einer nahen Verwandten des deutschen Kaiserhauses, erregte damals große Sensation. Die Prinzessin steht dem deutschen Professorenheim als geistvolle Hausfrau vor, und die Ehe ist eine überaus glückliche. Prinzessin Louise, die Tochter der Königin von England, verheiratete sich mit dem Marquis of Lorne, dem gegenwärtigen Vizekönig von Kanada, und ihre jüngere Schwester, die Prinzessin Beatrix mit dem Prinzen Heinrich von Battenberg.

Ein interessantes Bündnis war auch jenes, welches die Prinzessin Pauline von Württemberg mit einem Arzte aus Schlesien, dem Doktor Willim, schloß. Die Prinzessin lernte den jungen Arzt am Krankenbett ihrer Mutter kennen, welche Doktor Willim in einer schweren Krankheit mehrere Wochen hindurch in aufopferungsvoller Weise pflegte. Bei der Trauung der Prinzessin Pauline ereignete sich die außerordentliche Scene, daß, als der Prediger den Bräutigam erinnerte, nicht zu vergessen, daß die Prinzessin zu ihm herabgestiegen sei, die junge, im Myrtenschmuck dastehende Braut den Arm um ihren Bräutigam legte und den Geistlichen mit den festgesprochenen Worten unterbrach: „Ich bin nicht herabgestiegen, ich weiß nur, daß ich unaussprechlich glücklich bin“.

In lebhafter Erinnerung ist wohl noch die Heirat,

welche die Prinzessin Friederike von Hannover, die Schwester des Herzogs von Cumberland, allerdings gegen den Willen ihrer Familie, mit dem Major von Pawel-Rammingen, dem vormaligen Adjutanten des Königs von Hannover, einging. — Am 3. Dezember 1893 fand, wie schon gemeldet, durch den Erzbischof von Genua in der dortigen Stadt die Trauung des Freiherrn von Seefried mit der Prinzessin Elisabeth statt. Braut und Bräutigam erschienen vor dem Altare in Begleitung ihrer beiderseitigen Eltern, die Braut in der des Prinzen Leopold und der Prinzessin Gisela von Bayern, der Bräutigam begleitet von seinem Vater, dem Freiherrn Ludwig Seefried auf Buttenheim, königlich bayerischen Kämmerer und Oberstlieutenant und Kommandeur des zweiten Ulanen-Regiments, sowie von seiner Mutter, Baronin Emilie von Seefried, geborenen von Schmaltz. Der Roman der Kaiserenkelin ist damit zum glücklichsten Abschluß gelangt, und dem jungen Paare wünscht alle Welt aus vollem Herzen ein von allen Segnungen erfülltes Leben.

In München macht übrigens auch noch eine andere Liebesaffaire einer Prinzessin von sich sprechen, welche wohl demnächst ebenfalls mit einer Heirat ihren Abschluß finden dürfte. Die Tochter des Herzogs Karl Theodor, des Bruders der Kaiserin von Österreich, Prinzessin Sofie, hat eine lebhafte Zuneigung zu einem Rittmeister gefaßt. Am Münchener Hofe wird nun eine Äußerung

der Prinzessin Sofie, welche eine intime Freundin der Prinzessin Elisabeth ist, erzählt: „Wenn die Liesel ihren Lieutenant kriegt, dann bekomme ich sicher meinen Rittmeister“! rief Prinzessin Sofie aus, als sie hörte, daß ihre Freundin durch das Eintreten des Kaisers Franz Joseph ihren Herzenswunsch werde erfüllen können. Man dürfte auch bald über die Vermählung dieser Prinzessin authentische Nachrichten erlangen.

Nicht lange darauf hieß es: Gerüchte aus München besagen, daß die schon neulich berichtete Hochzeit zwischen dem evangelischen bayerischen Lieutenant von Seefried mit der katholischen Prinzessin Elisabeth von Bayern noch weitaus romantischer sei, als bisher behauptet ward, indem das junge Brautpaar angeblich ganz einfach auf heimlicher Flucht aus dem Elternhaus sich in Genua anscheinend zuerst nur kirchlich trauen ließ, ohne die gesetzlich vorgeschriebene Standesamts-Ceremonie, während der Vater des Bräutigams vergeblich das entschwundene Pärchen suchte und der bayerische Hof nicht sonderlich erbaut war. Angeblich hätte der Papst die Ehe dann nachträglich sanktioniert. Was an diesen Geschichten von Hörensagen wahr ist, wissen wir nicht. Jedenfalls haben sich die hübschen jungen Leutchen glücklich gekriegt und das ist die Hauptsache in der Affaire.

Die Augsburger Abendzeitung wußte im Gegensatz zu den bisherigen Gerüchten in dieser zarten Angelegenheit zu melden:

„Es verlautet, daß aus Anlaß der Vermählung der Prinzessin Elisabeth von Bayern mit dem Lieutenant Otto von Seefried eine Verstimmung zwischen dem Prinzen Leopold und dem Prinzregenten Luitpold Platz gegriffen habe. Als Kaiser Franz Joseph nach München kam, war er durch die Prinzessin Gisela von der Sachlage vollständig unterrichtet und stellte sich auf die Seite der Prinzessin Elisabeth. Er hielt seine schützende, schirmende Hand über dem kindlichen Haupte der verliebten Prinzessin, seiner erstgeborenen Enkelin. Der Kaiser sprach mit dem Prinzen Leopold, und sein Wort war das entscheidende. Er führte seine schöne Enkelin zu den Eltern, drückte die Prinzessin an sich und sprach die schönen, unvergeßlichen Worte: „„Sie soll den heiraten, den sie gern hat."" Und als man auf die Traditionen, auf Standesunterschied, auf die Politik hinwies, da erwiderte Franz Josef: „„Wir haben genug Opfer der Politik gehabt! Es soll wenigstens dieses arme Kind ihr nicht geopfert werden."" Die Prinzessin Elisabeth sank laut schluchzend in die Kniee und küßte die gütigen Hände des kaiserlichen Großvaters, die sie mit heißen Thränen netzte. Prinzessin Gisela warf sich an die Brust des geliebten Vaters und bedeckte sein Antlitz mit Küssen, Prinz Leopold reichte dem Kaiser die Hand — der Widerstand war gebrochen. Sofort begab sich der Kaiser mit dem Prinzen Leopold zum Prinzregenten und dieser — gab auch gleichfalls seine Einwilligung."

Der Kommandeur des 2. Ulanen-Regiments, Ludwig Philipp Freiherr von Seefried, wurde von Ansbach nach München beschieden und ihm dort mitgeteilt, daß die Hochzeit seines Sohnes Otto mit der Prinzessin Elisabeth Sonntag, den 3. Dezember, in Genua stattfinden werde. Er möge das tiefste Stillschweigen darüber beobachten. Am Abend desselben Tages kam Otto Freiherr von Seefried in München an. Donnerstag, den 30. November, fand in dem blauen Saale der Residenz die standesamtliche Trauung statt. Es war 8 Uhr morgens, als dieselbe durch den Minister des königlichen Hauses, Freiherrn von Crailsheim, vollzogen wurde. Kein Mensch in München hatte eine Ahnung davon. Ja, man wußte garnicht, daß der Oberstlieutenant Baron Seefried und sein Sohn in München seien. Der Oberstlieutenant und der Prinz fungierten als Trauzeugen. Von fürstlichen Persönlichkeiten war nur die Mittwoch abends eingetroffene Herzogin von Genua anwesend. Die Herzogin von Genua spielte in der Liebesaffaire der Prinzessin Elisabeth gleichfalls eine sehr bedeutende Rolle, denn sie traf alle Vorbereitungen, damit die Trauung in Genua stattfinden könne und sie leitete auch die Verhandlungen mit dem Erzbischofe ein. Die Herzogin Isabella von Genua ist bekanntlich eine geborene bayerische Prinzessin.

Donnerstag mit dem Abendzuge verließ die Herzogin, die im strengsten Inkognito seit dem Juni dreimal in

München war, die Stadt, um dem Brautpaare voranzueilen. Sonnabend früh verließen Prinz Leopold, Prinzessin Gisela und Prinzessin Elisabeth München. Niemand wußte, wohin sich die Herrschaften begaben. Sie reisten im strengen Inkognito ohne jede Begleitung und nahmen Karten nach Bozen. Man vermutete, daß die Herrschaften sich nach Meran begeben würden, um dort in dem milden Klima einige freudige Tage zu verbringen. Mit demselben Zuge verließen auch Oberstlieutenant Freiherr von Seefried und dessen Gattin, wie der Sekonde-Lieutenant München. Die Herren waren in Zivil, die Damen in einfachster Toilette. Die Fahrt ging nach Genua.

Auf dem Bahnhofe zu Genua erwarteten die Herzogin und Herzog Thomas die Ankommenden und sofort wurde in die Basilikakirche gefahren, wo in einer Kapelle der Erzbischof des Paares harrte und in Anwesenheit des Herzogs und der Herzogin von Genua die Trauung vornahm. Als Trauungszeugen fungierten in der Kirche der Herzog von Genua und der Freiherr von Seefried. Der Sekonde-Lieutenant von Seefried küßte nach der Trauung der Prinzessin Gisela die Hand, und diese schloß ihn in ihre Arme und begrüßte ihn als Schwiegersohn. Wie erwähnt, waren die Freiherren von Seefried ohne Urlaub von Ansbach, resp. Metz weggefahren, aber auch Prinz Leopold als General-Inspekteur der 4. Armee-Inspektion hatte um keinen Urlaub nachgesucht, und

meldete von Lugano an den deutschen Kaiser durch ein Telegramm, daß er ins Ausland gereist sei. Von Kaiser Franz Josef traf in Genua kurz nach der Vermählung ein herzliches Glückwunschtelegramm ein. Freiherr von Seefried und seine Gemahlin, Baronin Seefried, werden in Österreich bleibenden Aufenthalt nehmen. Prinzessin Elisabeth hat schon bei der standesamtlichen Trauung auf ihren Rang und auf alle Vorrechte ihrer Geburt feierlich Verzicht geleistet.

Durch die Blätter ging sodann am Ende des Jahres folgende Nachricht: Herr Baron von Seefried, der Gemahl der Prinzessin Elisabeth, wird demnächst vom Protestantismus zur katholischen Kirche übertreten, und sollen dieserhalb mit dem Erzbischof von München bereits Unterhandlungen gepflogen werden. Der Übertritt zum Katholizismus war eine der Bedingungen zur Genehmigung der Vermählung. Wir wollen endlich dem Herumraten ein Ende machen und konstatieren, daß bisher weder eine Genehmigung der Vermählung noch eine Trauung stattgefunden hat. Prinzessin Elisabeth wollte den Lieutenant, in den sich zu verlieben, sie Gelegenheit gehabt hatte, heiraten, was von den Eltern, dem Prinzen Leopold und der Prinzessin Gisela (Tochter des Kaisers von Österreich) abgelehnt wurde. Um die Prinzessin zu beruhigen, unternahm das Elternpaar mit ihr eine Reise nach Südtirol. Es ist daher ganz richtig und war keine

Mystifikation, wenn z. B. ein Hofjournalist die Abreise nach Südtirol meldete. Erst in Tirol beginnt nun die Verwirrung. Soviel wir hören, verschwand in Bozen die Prinzessin Elisabeth plötzlich. Die besorgten Eltern erhielten erst später von Genf aus von der Prinzessin, die sich heimlich entfernt hatte, Mitteilung, daß sie sich daselbst bei dem Lieutenant Baron von Seefried befände, der ebenfalls ohne Erlaubnis von seinem Regiment in Metz sich entfernt hatte. Alles was aber die Vorgänge in Genua, über die im Beisein der Eltern angeblich erfolgte Trauung durch den dortigen Erzbischof erzählt wurde, ist unwahr, erfunden. Prinz Leopold und Gemahlin fuhren sofort nach Wels zur Beratung mit dem Kaiser von Österreich, darauf nach München, um den Prinzregenten, den Großvater der Prinzessin, zu verständigen. Das Übrige gehört nicht vor das Forum der Öffentlichkeit. Es liegt der Fall vor, daß eine Prinzessin die Heirat mit einem nicht Ebenbürtigen den Eltern abtrotzen will, und daß dieser Ungehorsam tiefe Betrübnis in unser Herrscherhaus gebracht hat. Soviel wir hören, werden jetzt Schritte gethan, um die Trauung zu vollziehen.

Dazu bemerkt die „Germania“ noch unter vieldeutiger Betonung, daß Prinzeß Elisabeth eine Enkelin des Kaisers von Österreich sei, in Parenthese. Unser wohlunterrichteter Korrespondent macht uns noch weiter

Mitteilungen über die Angelegenheit, welche die letztere als eine tief bedauerliche, für die beteiligten Kreise höchst unangenehme erscheinen lassen, die sich aber für die Öffentlichkeit absolut nicht eignen.“

Landgrafen von Hessen.

Im Jahre 1884 starb Landgraf Friedrich Wilhelm von Hessen, der mit einer Tochter des Prinzen Karl von Preußen vermählt war. Die Landgräfin Anna lebt noch, ist jetzt über fünfzig Jahre alt und Mutter des Landgrafen Friedrich Wilhelm, sowie des Prinzen Friedrich Karl, welche beide als Offiziere der preußischen Armee öfter in Berlin erscheinen.

Es ist wenig bekannt, daß Prinzessin Anna und der verstorbene Kaiser Friedrich III. in zarter Jugend sich herzlich zugethan waren. Die nahe Verwandtschaft mag wohl verhindert haben, daß diese Neigung durch einen Bund fürs Leben besiegelt wurde. Bald nach der Lösung dieser Beziehungen erfolgte die Verheiratung der Prinzessin Anna mit Landgraf Friedrich Wilhelm (1853), dem sie fünf Kinder schenkte. Ihre sieben Jahre ältere Schwester Luise hat den Kelch unglücklicher Liebe schmerzlicher auskosten müssen. Sie hatte ihr Herz an den gleichaltrigen Kronprinzen Oskar

von Schweden, den heutigen König, gehängt, der ihre Liebe mit gleicher Leidenschaft erwiderte. Vertraute der Prinzessin fragten bereits bei ihr an, ob man zur Verlobung gratulieren dürfe. Die Politik soll dem Herzensbund entgegengetreten sein. Die Gesundheit der Prinzessin Luise, von seelischen Schmerzen erschüttert, bedurfte in Italien der Erholung. Die Prinzessin — von ihrer damaligen Umgebung übrigens als die liebenswürdigste junge Dame und als das leibliche und geistige Ebenbild ihrer Großmutter, der Königin Luise, geschildert, ging nur mit großem Widerstreben und kehrte kaum gekräftigt zurück. In Berlin machte sie dann die Bekanntschaft des ebenfalls gleichaltrigen Landgrafen Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. Ihr lebhaftes Temperament fühlte sich von den ihr leidenschaftlich entgegengebrachten Huldigungen des Landgrafen angezogen, die Prinzessin rühmte gegen ihre Vertrauten die liebenswürdigen Eigenschaften desselben und zeigte gern seine Photographie, mit einigem Stolze seine Schönheit hervorhebend. Im Juni 1854 wurde die Vermählung gefeiert. Bald nachher erkrankte der Landgraf gefährlich, ein Nervenfieber befiel ihn. Es kamen schwere Tage für die junge Gemahlin, sie verstrichen an seinem Krankenbette zwischen Furcht und Hoffnung für das Leben. Der Leidende genas, und in das häusliche Leben schien das ganze Glück der jungen Ehe ungetrübt zurückzukehren.

Es sollte nicht von langer Dauer sein. Die Prinzessin Luise bewahrte ihrem Gatten dieselbe treue Liebe —, sie stieß aber bald auf Kälte und Abneigung. Zwischen beide hatte sich ein fremdes Wesen, eine Dame des Hofes, gedrängt, der bald die ausschließliche Hinneigung des Landgrafen angehörte. Monbijou, wo Landgraf Alexis und Landgräfin Luise residierten, wurde die Stätte trauriger Auftritte, die auch durch finanzielle Verhältnisse hervorgerufen sein sollen. Eines Abends suchte die Landgräfin Luise ihren Schmerz durch Musik zu lindern. Sie hatte die Lichter am Klavier angezündet als der Landgraf in das Zimmer trat, auf das Instrument zuging und die Lichter mit den Worten ausblies: „Du kannst im Dunkeln oder am Tage spielen und singen, für besondere Lichter haben wir kein Geld". — Es werden noch manche andere ähnliche Scenen erzählt, zur Charakterisierung der Situation genügt die eine. Im Jahre 1861 erfolgte die Scheidung der kinderlosen Ehe. Landgräfin Luise war eine alte Freundin der Königin Olga von Württemberg, in deren Nähe sie oft weilte.

Landgraf Friedrich, Sohn der Landgräfin Anna, vermählte sich am 25. Jannuar 1893 mit der Prinzessin Margarethe von Preußen.

Schon zu verhältnismäßig früher Stunde entzündeten sich diesmal die Lichter und Lampen im alten Königsschlosse und in dem Palais der Kaiserin Friedrich. Aus

den Fensterreihen beider Gebäude strömte schon vor 4 Uhr ein hellglänzendes Licht in den anbrechenden Abend hinaus und verkündete, daß die Räume der Schauplatz ungewöhnlicher festlicher Vorgänge sein sollten. Eine Eskadron der Garde-Kürassiere nahm vor dem Palais als Ehrenwache Aufstellung. Unaufhörlich rollten die Gala-Equipagen die Rampe hinauf. Um 4 Uhr erschien der mit sechs prächtig aufgezäumten Rappen bespannte Galawagen, in welchem der Kaiser mit dem Bräutigam fuhr, mit voraustrabenden Stallmeistern, von den jubelnden Zurufen der dichtgedrängten Volksmenge vom Schloß bis zum Palais begrüßt. In letzterem vollzog sich der Akt der standesamtlichen Vermählung des hohen Paares. Am Ende des großen Festsaales war das von Angeli gemalte Bild des unvergeßlichen Kaisers Friedrich angebracht. Unter diesem stand ein großer Tisch mit einer goldgestickten Decke von violettem Samt bekleidet. Zu beiden Seiten standen diejenigen Personen, welche von der Kaiserin Friedrich zu der Feierlichkeit geladen waren. Nachdem der Minister des königlichen Hauses von Wedel in großer Uniform erschienen war, traten die hohen Herrschaften ein; zuerst das hohe Brautpaar, alsdann der Kaiser, seine erlauchte Mutter führend. Ihnen folgten die Mitglieder der engeren Familie: die Landgräfin-Mutter und der Landgraf von Hessen mit der Prinzessin Sibylle, Prinz und Prinzessin Heinrich, Erbprinz und Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen,

Prinz und Prinzessin Adolf von Schaumburg-Lippe, der Herzog und die Herzogin von Edinburg und andere.

Vor diesen Zeugen wurde das Protokoll verlesen und von ihnen unterzeichnet. Als dieser Vorschrift genügt war, wurde die Fahrt nach dem Schlosse angetreten, wohin die Kaiserin Friedrich die Prinzessin Margarethe begleitete. Während sich die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften im Kurfürstenzimmer versammelten, füllte sich der Raum der Schloßkapelle mit einer glänzenden Festgesellschaft von vornehmen Damen und hohen Würdenträgern aus dem Reiche, dem Staate und der Armee, von Diplomaten, Bundesratsmitgliedern, Repräsentanten der Volksvertretung, bevorzugten Männern der Kunst und Wissenschaft u. s. w. Während die Kapelle sich füllte, vollzog sich in den Gemächern Friedrichs I. eine Feierlichkeit, wie sie nur bei Hochzeitsfesten am preußischen Hofe üblich ist. Im chinesischen Kabinett war ein großer Toilettentisch aufgestellt und auf diesem jene goldene Toilette, welche einst der Königin Luise gehört hatte, und die bei jeder Hochzeitsfeier zur Verwendung gelangt. Die einzelnen Stücke tragen den Anfangsbuchstaben ihres Namens. In dieses Gemach wurde von einer Wache der Gardes du Corps, die ein Offizier führte, auf einem Kissen von Goldstoff die Prinzessinnenkrone gebracht. Reif und Bügel sind von großen Brillanten gebildet und das Innere mit Purpursamt

ausgefüllt. Die regierende Kaiserin befestigte unter Assistenz der Ober-Hofmeisterin Gräfin Brockdorf die Krone auf dem Haupte der Prinzessin Margarethe. Ein Kranz aus Myrthen und Orangen zog sich um das Haupt, auf dessen Scheitel die Krone angebracht wurde. Nach hinten herab fiel in dichten Falten der Brautschleier.

Wir wollen hier noch einige Hochzeits-Gebräuche des preußischen Hofes erwähnen, die auch bei dieser Gelegenheit wieder beobachtet wurden. Der deutsche Reichsanzeiger hatte sechs Druckspalten lang das Programm zu den Festlichkeiten, welche bei der Hochzeit der Prinzessin Margarethe von Preußen stattfinden sollten, und beschrieb darin auch den Fackeltanz der Minister, wie folgt: Nachdem Se. Majestät der Kaiser und König den Befehl zum Beginn des Fackeltanzes an den Oberhof- und Hausmarschall Graf zu Eulenburg erteilt haben, nähert sich dieser dem Hohen Brautpaare und ladet Höchstdasselbe durch eine Verbeugung zum Beginne des Tanzes ein, der in nachstehender Ordnung erfolgt: Der Ober-Hof- und Hausmarschall Graf zu Eulenburg mit dem großen Marschallstabe, ihm folgen die auf Allerhöchsten Befehl durch den Ober-Ceremonienmeister hierzu eingeladenen elf Staatsminister und der Minister des königlichen Hauses mit weißen Wachsfackeln, paarweise, je nach dem Alter ihres Patents, so daß die jüngsten vorangehen, nämlich:

1) der Minister Dr. Bosse, 2) der Minister Thielen, 3) der Minister v. Heyden, 4) der Minister v. Kaltenborn-Stachau, 5) der Minister Dr. Miquel, 6) der Minister Freiherr v. Berlepsch, 7) der Minister Dr. v. Schelling, 8) der Minister v. Wedel, 9) der Minister Dr. v. Achenbach, 10) der Minister Delbrück, 11) der Vizepräsident des Staatministeriums Dr. v. Bötticher, 12) der Präsident des Staatsministeriums Graf zu Eulenburg. Das Hohe Paar.

Nachdem Höchstdasselbe einen Rundgang im Saale gemacht, nähert sich die Hohe Prinzessin-Braut Sr. Majestät dem Kaiser und König und fordert Allerhöchstdenselben durch eine Verbeugung zum Tanze auf, und es beginnt ein neuer Rundgang. Demnächst nähert sich der Hohe Bräutigam Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, fordert Allerhöchstdieselbe durch eine Verbeugung zum Tanze auf, und es erfolgt wiederum ein Rundgang. Nachdem sodann die Minister die Wachsfackeln an zwölf Pagen übergeben haben, nähert sich die Hohe Braut Se. Majestät dem Könige von Sachsen, fordert Allerhöchstdenselben durch eine Verbeugung zum Tanze auf; gleichzeitig nähert sich der Hohe Bräutigam Ihrer königlichen Hoheit der verwittweten Landgräfin von Hessen und Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Connaught, fordert Höchstdieselben, durch eine Verbeugung zum Tanze auf, und es findet ein neuer Rundgang statt.

Hierauf tanzt die Hohe Braut immer mit je zwei

der Prinzen, welche sich im Zuge befinden, und gleichzeitig der Hohe Bräutigam mit je zwei der anwesenden Prinzessinnen. Nach beendigtem Fackeltanz treten die Pagen mit den Fackeln dem Zuge der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften bis an den Eingang der für die Hohen Neuvermählten eingerichteten Gemächer vor.

Hier wird die königliche Krone dem Beamten des Hausschatzes wieder überliefert und die fungierende Oberhofmeisterin der Hohen Braut nimmt die Verteilung des Strumpfbandes vor, worauf Se. Majestät der Kaiser und König den Hof zu verlassen geruhen!! Die Verteilung des Strumpfbandes, ist eine althergebrachte Sitte bei den Hochzeiten am preußischen Hofe. In früheren Zeiten wurde das wirkliche Strumpfband der Braut, sobald diese nach dem Fackeltanze in das Brautgemach geleitet worden war, von der Oberhofmeisterin herausgebracht und in kleine Stücke geschnitten, welche an die anwesenden Herren vom Hofe verteilt wurden. Jetzt werden für diese Ceremonie besondere Samt- oder Seidenbänder gefertigt und in Stücke geschnitten, deren jedes den Namensbuchstaben der Braut und eine Krone entweder in Stickerei oder eingewebt zeigt. Das königliche Hausarchiv bewahrt eine ganze Sammlung solcher Strumpfbandstücke von den in Berlin vermählten Prinzessinnen des königlichen Hauses.

Die Verlobung des Zarewitsch.

Der Großfürst-Thronfolger ist am 18. Mai 1868, die Prinzessin Alix von Hessen am 6. Juni 1872 geboren. Die Prinzessin ist bekanntlich die jüngste Schwester des Großherzogs von Hessen; ihre älteste Schwester, Prinzessin Victoria, ist mit dem Prinzen Ludwig von Battenberg verheiratet; ihre zweite Schwester, Prinzessin Elisabeth, ist die Gemahlin des Großfürsten Sergius und die dritte Schwester, Prinzessin Irene, die des Prinzen Heinrich von Preußen. — Der russische Thronfolger tritt also auch in engere verwandtschaftliche Beziehung zu dem deutschen Kaiserhause. Man wird in Deutschland die Wahl desselben, der seither mehr für einen Freund als Gegner deutscher Politik und Kultur galt, mit Freude begrüßen und dem Bunde aufrichtige Glückwünsche entgegenbringen, in welche als Schatten freilich der voraussichtliche Über-

tritt der evangelischen Prinzessin zur griechisch-katholischen Kirche fällt. Wenn er wegbliebe, wäre die Sympathie für den neuen Bund eine ungetrübte und die Hoffnung eine berechtigte, daß derselbe eine Quelle des Segens auch für die Beziehungen der beiden Völker werden dürfte. Denn der Satz, daß die Heiraten fürstlicher Häuser keinen Einfluß auf die Politik mehr üben, ist immer nur cum grano salis richtig gewesen; sie dürfen freilich nicht einen derartigen Einfluß üben, wie zu den Zeiten des fürstlichen Absolutismus, wo alle Politik auf dynastische Hausinteressen gestellt war, aber sie üben schon Einfluß durch die Beziehungen der einflußreichsten Persönlichkeiten des Staates.

Gegenüber der Erfahrung, daß weder römisch- noch griechisch-katholische Prinzessinnen mit dem Brautschleier ihren Glauben wegwerfen, giebt es allerdings weitverbreitete Kreise in Deutschland, die eine Empfindung dafür haben, welcher Schatten auf das freudige Ereignis der Verlobung des russischen Thronfolgers mit einer deutschen Prinzessin durch den zu erwartenden Übertritt dieser zur griechisch-orthodoxen Kirche fällt. Die lange Reihe der protestantischen Fürstentöchter, die um ihrer Vermählung willen ihren Glauben verleugneten, erfährt abermals einen Zuwachs und nicht blos voraussichtlich, sondern bestimmt. Denn für den regierenden Kaiser von Rußland und dessen Gemahlin schreibt das gegenwärtig geltende russische

Reichs- und Hausgesetz die Angehörigkeit zur griechisch-orthodoxen Kirche ausdrücklich vor. Auch ohne diesen Zwang, der nur für die künftige Zarin, nicht für die Großfürstinnen besteht, haben die deutschen Prinzessinnen, die sich nach Rußland verheirateten, regelmäßig ihren Glauben gewechselt, so erst noch im April 1892, wo die Großfürstin Sergius, geborene Prinzessin Elisabeth von Hessen, ihre Konfession abschwur. Von allen Ehebündnissen deutscher Fürstentöchter in Rußland bietet nur das der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg mit Großfürst Konstantin (Sohn) und das der Gemahlin des Großfürsten Wladimir, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg, durch die der Konfession bewahrte Treue ein erfreuliches Bild. Von den zahlreichen nach Deutschland verheirateten russischen Großfürstinnen ist dagegen keine einzige zur Konfession ihres Gemahls übergetreten. Vor zwei Jahren, als die Großfürstin Sergei den Glauben wechselte, wurde aus Petersburg geschrieben:

„Anläßlich des bevorstehenden Übertritts einer deutschen Fürstentochter vom evangelischen Glauben zur russischen Orthodoxie gedenkt man unwillkürlich des Schicksals der vielen deutschen Fürstinnen, welche, verlockt durch äußeren Glanz, ihre deutsche Heimat mit der russischen vertauschten. Waren doch leider bisher vornehmlich die deutschen Fürstenhöfe „der Heiratsmarkt“ für die russischen Großfürsten; so, sogar noch schärfer, bezeichnete sie einst der verstorbene

Großfürst Konstantin Pawlowitsch. Wird die Verlobung einer deutschen Fürstentochter mit einem Großfürsten bekannt, so blickt man in der hiesigen vornehmen russischen Gesellschaft zunächst ziemlich hochmütig auf die bevorstehende Verbindung, spottet über die zu erwartende geringe Mitgift der Betreffenden und meint, es würde wohl auch in diesem Falle, wie in allen vorhergehenden, einiger Zeit bedürfen, um die neue Großfürstin heranzubilden, ihr die deutschen Manieren, die ungeschickte Art, sich anzukleiden, die deutsche Aussprache des Französischen u. dergl. gesellschaftliche Fehler abzugewöhnen. Je mehr dann eine Großfürstin im Russentum aufgeht, je mehr sie ihrer Hinneigung und den Beziehungen zur alten Heimat entsagt, je mehr sie sich franko-russifiziert, d. h. Russin mit französischem Zuschnitt wird, desto mehr gewinnt sie Boden in der russischen Gesellschaft. Aber was gewinnt sie in ihrem inneren, ihrem häuslichen Leben?

Daß unter solchen Umständen die beiden Großfürstinnen, die den Mut gehabt haben, ihrem evangelischen Glauben treu zu bleiben, einen schweren Stand haben, läßt sich begreifen. Die Großfürstin Maria Pawlowna, Tochter des verstorbenen Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, an Großfürst Wladimir vermählt, leidet schwer unter den niederträchtigen Verleumdungen und Verfolgungen, welchen sie durch die vornehme russische Gesellschaft ausgesetzt ist, die ihr nicht vergeben kann, daß sie

Protestantin geblieben. Lügen gemeinster Art werden gegen den in Wahrheit unantastbaren Ruf der Großfürstin ersonnen und verbreitet. Ging man doch vor einigen Jahren so weit, sie als Landesverräterin zu brandmarken, mit der Behauptung, sie verrate an den Fürsten Bismarck allerlei Geheimnisse. Der Kaiser, mehr wohl noch die Kaiserin fürchten den gewinnenden Eindruck, den die gleich kluge, wie schöne Fürstin überall, wo sie auftritt, hervorruft, und der sich namentlich kundgab, als sie vor einigen Jahren ihren Gatten auf dessen Dienstreisen in den Ostseeprovinzen und Polen begleitete. Die Folge war, daß der Großfürstin verboten wurde, den Großfürsten auf Dienstreisen zu begleiten. Elisabeth von Sachsen-Altenburg lebt glücklicher, weil sie sich mit ihrem Gemahl, dem Großfürsten Konstantin (Sohn), mehr zurückzieht und nur im engsten Familienkreise lebt.

Vor vier Jahren war einmal die Rede von der Verlobung der Prinzessin Margarethe, Schwester unseres Kaisers, mit dem Zarewitsch. Es gab Stimmen in Deutschland, welche es mit der Konfessionswechselfrage bei dieser Gelegenheit sehr leicht nahmen. Man hoffte ebenso sehr auf die Kaiserin Friedrich, wie auf den Fürsten Bismarck. Erstere werde aus religiöser Toleranz und letzterer aus Gründen der hohen Politik alles aufwenden, damit Kaiser Wilhelm in den Konfessionswechsel willige. Wenn eine solche Verbindung die Bedeutung

hätte, daß der Weltfriede dadurch erhalten werden könnte, daß namentlich die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland wieder die alten herzlichen würden, so würde man ihr nur zujubeln können; die dynastischen Allianzen decken sich zwar heute nicht mehr mit den politischen, indes sind sie doch auch heute noch von großer Bedeutung und immerhin könnte solche Verbindung gute Folgen haben!"

Damals fehlte es in der deutschen Nation nicht an Widerspruch. Man sagte: „Für den regierenden Kaiser von Rußland und dessen Gemahlin schreibt das gegenwärtig geltende russische Reichs- und Hausgesetz die Zugehörigkeit zur griechisch-orthodoxen Kirche ausdrücklich vor; damit scheint uns gesagt zu sein, daß Heiraten russischer Kaiser und Thronfolger mit deutschen Prinzessinnen in Zukunft nicht mehr vorkommen werden. Daß eine deutsche Fürstentochter im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts — dem Jahrhundert Kaiser Wilhelms, Bismarcks und Moltkes, der Siege von Königgrätz und Sedan — ausländischen Vorurteilen zu Liebe ihre Religion wechselte und dadurch die Erstberechtigung der griechisch-orthodoxen Kirche anerkennte — das halten wir für moralisch unmöglich. Wenn irgendwo, so heißt es hier: „Noblesse oblige!"

Aus der Verlobung der Prinzessin Margarethe mit dem Zarewitsch wurde nichts. Daß ein solcher Plan

aber einmal bestanden hat, darf als sicher angesehen werden. Denn als die Prinzessin sich im Januar 1893 mit dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen vermählte, wurde daran mit den Worten erinnert:

„Die Vermählung der Prinzessin Margarethe mit einem deutschen und protestantischen Fürsten hat endgültig falsche Gerüchte beseitigt, die immer wieder auftauchten und nun für alle Zeiten widerlegt sind. Die früher epidemischen Heiraten protestantischer Prinzessinnen in andersgläubige Herrscherhäuser hinein sind damit hoffentlich abgethan. Politischen Nutzen haben sie dem deutschen Volke zu keiner Zeit gebracht, wohl aber haben sie das protestantische Ehrgefühl tief verletzt und einer laxen Auffassung das Feld bereitet, die auch nach unten hin verderblich wirkte. Heute gilt es für jede Konfession, daß sie ihren Besitzstand wahre, und namentlich die protestantische Kirche kann nicht ernst genug darauf achten, daß ihr Schild rein bleibe. Denn nur auf ihre Kosten geht die Propaganda der anderen ihren Gang. Wir konstatieren die Thatsache, ohne sie zu begründen, und wollen an dieser Stelle nur die politische Bedeutung hervorheben, die ein Glaubenswechsel an hoher Stelle stets zu haben pflegt: er schwächt die Widerstandskraft des Protestantismus überhaupt und fördert die beleidigende Fiktion, als sei im Katholizismus oder in der griechisch-orthodoxen Kirche ein Element von größerer Kraft und

4*

höherem Ansehen, dem sich das minderwertige unterordnen könne! Das entschlossen protestantische Bewußtsein des Kaisers hat diesen Möglichkeiten ein Ziel gesetzt und dabei soll es bleiben."

Ein anderer Übertritt im Hause Hohenzollern zur griechisch-orthodoxen Kirche ist gleichwohl uns nicht erspart geblieben. Gemäß den in der griechischen Verfassung vorgesehenen Bestimmungen war der Glaubenswechsel der Prinzessin Sophie, Gemahlin des Kronprinzen Konstantin von Griechenland, nicht erforderlich. Es hieß damals, in der Kronprinzessin lebte schon lange der Entschluß, zur orthodoxen Kirche sich zu bekennen, ein freiwilliger Entschluß, dessen Beschleunigung der fast gleichzeitig vollzogene Übertritt der Großfürstin Sergius bewerkstelligt habe. In vollem Einverständnis mit ihrem Stammhause handle die Kronprinzessin. Die kaiserliche Mutter habe sogar, als die Tochter ihr den Wunsch zu erkennen gab, den Glauben ihres Gemahls anzunehmen, sie darin bestärkt und habe dies mit den Worten gethan: „Das ist recht, da die Kinder dem griechischen Glauben angehören werden, so muß auch die Mutter dieses Glaubens sein." Die Königin von England habe ihrer Enkelin den großmütterlichen Segen zu diesem Schritt gespendet. Die Stimmung des griechischen Volkes spiegelte am besten der Artikel eines athenischen Blattes wieder, welches zum Übertritt der Kronprinzessin sich wie folgt

äußerte: „Griechenland wird hierüber aufrichtige Freude fühlen, nicht etwa, weil wir intolerant sind — das griechische Volk ist ja das toleranteste Volk der Welt — nicht etwa, weil wir weniger die Gemahlin unseres Thronfolgers lieben würden, wenn sie in der väterlichen Religion beharrt hätte. Wir freuen uns vielmehr deshalb, weil wir in diesem Entschlusse der hohen Frau die innige Liebe und Anhänglichkeit zu ihrem neuen Vaterlande erblicken, und weil wir darin den Wunsch erkennen, so eng als möglich mit dem Volke verbunden zu sein, über welches das Scepter zu führen sie eines Tages berufen sein wird.“

Das deutsche protestantische Volk hat das Ereignis nicht ohne die Unruhe sich vollziehen sehen, die es heute bei der Verlobung des Zarewitsch mit einer deutschen Prinzessin empfindet. Mögen die politischen Wirkungen der Verbindung desto verheißungsvoller sein!

Im April 1886 war der damalige Großherzog von Hessen, Vater des heutigen, am Petersburger Hofe mit seiner Tochter Irene. Ein Herr aus der deutschen Botschaft berichtete damals nach Berlin:

„Mit der Abreise des Kaiserpaares wird auch die diesjährige Saison endgültig geschlossen sein. Die jetzige Kaiserin von Rußland ist ihrem Äußeren, wie dem ganzen Fühlen und Denken nach der Typus einer frischen, heiteren, lebenslustigen Frau im besten Sinne des Wortes.

Jeder ihr irgendwie näher Tretende zählt zu ihren begeisterten Verehrern; aber selbst die schlimmsten Zungen, an denen es hier wahrlich nicht mangelt, haben niemals gewagt, der Kaiserin Maria Fedorowna irgend etwas Schlechtes nachzusagen. In nihilistischen Aufrufen ist sie hier und da die russische Marie Antoinette genannt worden, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht; sie hat manche Ähnlichkeit mit dem Charakter jener unglücklichen Fürstin, jedoch ohne deren in einer Beziehung zu weit gehende weibliche Schwächen, welche wenigstens die Geschichte der Märtyrerin der französischen Revolution beilegt. Die Kaiserin ist der belebende Mittelpunkt jener Hoffeste, die zu dem Schönsten und Glänzendsten gehören, was man sich in dieser Art denken kann. Der Hofball, zu welchem an 3000 Einladungen ergehen, überrascht jeden, der ihn das erste Mal mitmacht, durch seine Großartigkeit und seinen Glanz. Nur wenige Paläste europäischer Herrscher können in der Ausdehnung und dem Schmuck der Räume einen Vergleich mit dem Winterpalais aushalten. Ebenso gewähren auch die in Schnitt und Farbe so verschiedenartigen, halb europäischen, halb asiatischen Uniformen und Trachten, die edelsteinbesäten Damentoiletten einen so eigenartigen, buntschillernden Anblick, wie man ihn an keinem anderen Hofe findet. Doch es ist nicht gut, allzu vertraut mit den inneren Verhältnissen der eigentlichen Hofgesellschaft zu sein; es

werden dadurch manche Illusionen zerstört. Zunächst sind die Begriffe über Hoffähigkeit hier sehr eigenartig. Nicht, wie anderswo, gewährt der Name, sondern nur der Rang der Ehemänner die Hoffähigkeit für deren Gattinnen und Töchter. Der Fürst, mag er auch noch so reich und angesehen sein, ist als solcher nicht hoffähig, es sei denn, daß er irgend einen Rang im Heer oder im Staatsdienst bekleide. Seine Gemahlin wird aber erst hoffähig, wenn er Oberst der Garde oder Wirklicher Staatsrat geworden. Nur wenn er Flügeladjutant oder Kammerherr ist oder wenn sie früher Hoffräulein der Kaiserin gewesen, hat sie das Recht, gleichviel welchen Rang ihr Mann bekleidet, sich bei Hofe vorstellen zu lassen. Ob sie zu den Festen eingeladen wird, ist eine andere Frage.

Nach dem oben Gesagten ist es begreiflich, wenn im allgemeinen bei der Damenwelt des Hofes das mittlere oder sogar schon vorgerücktere Alter in der Mehrheit ist, denn im allgemeinen stehen die Gemahlinnen von hohen Militärs und Staatsbeamten nicht mehr in der ersten Jugendblüte. Es sind daher im großen und ganzen Frauen ums Ende der Dreißiger, die, sich, nach sehr vergnügter Jugend, um einige Jahre jünger machend, den Ton angeben und vielleicht nicht immer den besten. Gar manche unter ihnen kann zu gar mancher ihrer Altersgenossinnen sagen: „Wer es früher besser gemacht, der

werfe den ersten Stein auf mich.“ Namentlich spielen aber die jungen Mädchen unter dem Druck dieser „Löwinnen der Salons“ gar keine Rolle. Auch unter jenen ist die Auswahl an Schönheiten nicht allzu groß. Man kann ein vortrefflicher General, ein hervorragender Staatsmann sein, braucht aber deswegen keine hübsche Tochter zu haben. Da aber die Hoffräuleins der Kaiserin, die einzigen Mädchen, welche hier am Hofe eine Rolle spielen, nur unter den Töchtern derartiger Väter gewählt werden, irgend eine Konkurrenz mit anderen Töchtern des Landes aber ausgeschlossen ist, so findet man unter den vielen jungen Mädchen verhältnismäßig wenig anmutige Erscheinungen. Aber die Hoffähigkeit genügt nicht allein, um gesellschaftlich als „voll“ zu gelten. Hierzu bedarf es, daß man zu den engeren Kreisen des Kaiserpaares gehört, mindestens, daß man zu den kleineren, ausschließlicheren Hofbällen eingeladen werde. Es ist wunderbar, daß die Kaiserin, welche selbst ein Muster weiblicher Tugend wie einer vortrefflichen Gattin ist, sich in dieser Beziehung bei den Einladungen zu derartigen Festlichkeiten der Damenwelt gegenüber in hohem Grade nachsichtig zeigt.

Welches Rufes sich diese oder jene erfreut, welchen Namen sie einst getragen, ist ganz gleichgiltig, wenn nur der Rang ihres Mannes den althergebrachten Anforderungen entspricht. Andererseits gehören viele der höchsten

Staatsbeamten wie deren Gemahlinnen nicht zur eigentlichen Hofgesellschaft, weil sie nicht zu den vertrauteren Zirkeln des Kaiserpaares zählen. Zu solchen gehören beispielsweise der Minister des Auswärtigen v. Giers, der überhaupt als zu deutsch gesinnt nicht recht beliebt ist; der Minister des Innern Graf Tolstoi, wenngleich einer der ältesten Familien des Landes angehörend, aber allerdings seinem ganzen Sein und Denken nach hoch erhaben über den Hofton; der Kriegsminister Wannowski, der in der Gesellschaft vollständig als homo novus angesehen ist, und viele andere in gleich hochangesehenen Stellungen. Der Kaiser schätzt sie hoch als treue Diener und gute Ratgeber, das ist aber auch alles. Sie geben keine Feste, denen der Kaiser beiwohnt, während er doch solche bei weit minder bedeutenderen Persönlichkeiten besucht; die Kaiserin steht ihnen nur förmlich gegenüber. In die diesjährige Saison brachte die Anwesenheit des Großherzogs von Hessen mit seiner Tochter Prinzessin Irene viel Leben. Die kaiserliche Familie zeigte das Bestreben, ihren hohen Gast möglichst zu ehren und ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, während der jungen Fürstin Vergnügungen jeder Art geboten wurden. Der Großherzog war bei seinem Schwiegersohn, dem Großfürsten Sergei, abgestiegen, sein Gefolge hatte dagegen im Winterpalast Wohnung genommen. Großfürst Sergei eröffnete bei dieser Gelegenheit zum erstenmal seinen

prächtig und geschmackvoll eingerichteten Palast der hiesigen Gesellschaft zu einem glänzenden Feste. Da es mit dem Petersburger Blumenflor, auch in den Treibhäusern, schlecht bestellt ist, so hatte man für 5000 Rubel Blumen aus Nizza kommen lassen, was ungefähr einen Begriff von dem im allgemeinen bei diesem Feste herrschenden Luxus gewährt. Der Ball kostete demnach auch die artige Summe von etwa 20000 Rubeln. Zu den täglichen Vergnügungen gehörte auch der Eislauf im Taurischen Garten. Vom Mittelpunkt der Stadt ziemlich entfernt liegt der Taurische Palast, welchen einst Potemkin der Taurier seiner großen Gönnerin Katharina II. schenkte. Den größten Teil des Jahres scheint das ziemlich düstere Schloß völlig verwaist; es dient ganz alten Hofdamen zum Wohnsitz, von denen man nur etwas bemerkt, wenn ein stolzgeschmückter Leichenwagen vor dem Schlosse hält, um eine von dessen Bewohnerinnen zur letzten Fahrt abzuholen. Da erblickt man als Leidtragende alte Generäle und Kammerherren, ihrem Äußeren nach einer ganz andern Zeit angehörend, die sich dort wieder einmal vereinigen, um wehmütige Erinnerungen an die gute alte Zeit zu pflegen. Diese behaupten, nächtlicherweise spuke es in jenen Räumen und die alten Hofdamen und Kammerherren aus dem vorigen Jahrhundert kämen dort zusammen, gepudert und mit Perücken, mit all' der Steifheit und Förmlichkeit ihrer Zeit. Ob solches

der Fall, lasse ich dahingestellt; ungemütlich genug sieht das Gebäude aus.

Aber während zweier Wintermonate versammelt sich alltäglich in dessen Park eine fröhliche Gesellschaft zu munterem Treiben. Die großen Teiche des Parks sind mit spiegelglatter Eisrinde bedeckt, und außerdem sind auf ihnen hohe hölzerne, mit Eis bedeckte Berge errichtet. Die Kaiserin, Großfürstin Sergei und viele Damen des Hofes sind leidenschaftliche Schlittschuhläuferinnen; auch der Großherzog von Hessen mit Prinzessin Irene fehlten niemals bei diesen Vergnügungen. Da werden unter den Klängen der Musik Quadrillen mit den jungen Großfürsten oder Garde-Offizieren getanzt, namentlich aber, was das größte Vergnügen ist, von den Eisbergen auf Handschlitten hinabgerutscht. Der Herr sitzt hierbei vorn, und die Dame kniet hinter ihm, sich an seinen Schultern festhaltend. Oftmals setzen sich auch mehrere Herren und Damen in große, auf Schlittenkufen gestellte Körbe und rutschen so vereint hinunter. Die Kaiserin ist bei allen Vergnügungen mit wahrer Leidenschaft dabei und entwickelt dieselbe Anmut der Bewegungen wie beim Tanzen und Reiten, in denen sie sich auch als Meisterin zeigt. Doch mit allen diesen Vergnügungen ist es jetzt vorbei, die kaiserliche Familie ist nach der Krim gereist, Petersburg hat sein Winterkleid ausgezogen und zeigt sich in einem recht häßlichen, schmutzig-grauen Gewande. Die

vornehme Gesellschaft benutzt die letzten Fastenwochen, um sich von ihren Sünden zu reinigen und dem Osterfest mit gutem Gewissen entgegengehen zu können."

Ein Vorgang während des Besuches des Großherzogs von Hessen ist in diesem Schreiben nicht erwähnt. Der betrifft den Zarewitsch, der damals erst achtzehn Jahre alt war und sich leidenschaftlich in die zwei Jahre ältere Prinzessin Irene verliebte. Die Prinzessin Alix war also keineswegs seine erste Liebe. Irene konnte wohl seine Liebe nicht erwidern, denn abgesehen von allem anderen war sie bereits heimlich mit dem Prinzen Heinrich von Preußen verlobt.

Schon als Kind hatte dieser gern Darmstadt aufgesucht, wo er der Großherzogin Alice stets ein willkommener Gast war. Seinen Cousinen Viktoria, Elisabeth, Irene war er der liebste Spielgefährte. Sie waren jetzt inzwischen herangewachsen und Prinzessin Viktoria stand im Begriff, sich mit dem Prinzen Ludwig von Battenberg, ihrem Vetter, zu vermählen. Am 30. April (1884) sollte die Hochzeit sein. Prinz Heinrich konnte dabei als Gast nicht fehlen. Er nahm mit seinen Eltern und seinem Bruder Wilhelm an den Feierlichkeiten teil. Seit jener Zeit war es, daß Prinz Heinrich zur Prinzessin Irene mehr und mehr eine Neigung faßte, die ihn zu dem Entschlusse führte, mit der Spielgefährtin seiner Kindheit einen Bund für das Leben zu schließen. Am

neunzigsten Geburtstage des Kaisers Wilhelm wurde die Verlobung in Gegenwart einer langen Reihe von Fürstlichkeiten gefeiert. Von der Prinzessin Irene wurde bei jener Gelegenheit gesagt: „Gesund, kräftig, mit dunklen Augen und braunem Haar, so ist sie im Tagebuche der früh verklärten Mutter, der Großherzogin Alice, bald nach ihrer Geburt 1866 geschildert. Mit wahrhaft rührender Sorgfalt wachte das Mutterauge auch über das jüngste Kind. Der Aufenthalt in der schönen Natur, wo die Prinzessin aufwuchs, übte den besten Einfluß auf ihr Gemüt. Güte und Liebenswürdigkeit erwarben ihr die aufrichtige Ergebenheit ihrer ganzen Umgebung, und unter Leitung der kunstsinnigen Mutter wurde sie zu einer Freundin der Künste und Wissenschaften gebildet. So vereinigt sich alles, das Erbteil bedeutender geistiger Vorzüge und eine hervorragende Anmut der äußeren Gestalt, um Prinzessin Irene zu einer liebenswerten Erscheinung zu machen, die eine neue Zierde an unserem Kaiserhofe zu werden verspricht.“

In dem Palais zu Darmstadt, welches der Großherzog und die Großherzogin von Hessen während ihrer glücklichen Ehezeit bewohnt haben, befindet sich eine Hauschronik, welche die hochselige Großherzogin Alice an dem Tage ihrer Trauung in Osborne auf der Insel Wight angelegt und bis zum Jahre 1871 fortgeführt hat. In diesem im Stile alter Familienchroniken gehaltenen Haus-

buche ist jedes Ereignisses in der Familie gedacht, jedes in einem von der hochseligen Großherzogin auf Pergament gemalten Bilde mit der dazu gehörigen Relation in altdeutscher Schrift. Auf einem Blatte befindet sich eine Erinnerung aus dem Jahre 1866. Im Mittelbilde eine den Krieg darstellende weibliche Gestalt mit lohender Kriegsfackel, daneben ein hessischer Soldat, und auf dem anderen Bilde des dreiteiligen Blattes in einer vollglühenden Purpurrose die Gestalt eines neugeborenen Kindes, darüber eine weiße Taube und über dieser auf Goldgrund der Name: Irene, d. h. Kind des Friedens. Am 11. Juni 1866 wurde dem damaligen Prinzen Ludwig von Hessen von seiner Gemahlin Alice, der zweiten Tochter der Königin von Großbritannien und des Prinzen Albert, eine Tochter geboren, — ein Kriegskind sozusagen. Der Vater, als Kommandeur der Kavallerie-Brigade der hessischen Division, befand sich bei der unter dem Befehle seines Oheims, des Prinzen Alexander von Hessen stehenden Bundes-Armee, die damals gegen Preußen im Felde stand. Der Geburtstag des Kindes fiel zwischen zwei Gefechte, die von Frohenhofen und Aschaffenburg. Der Großherzog war auf wenige Stunden zu seiner Gemahlin geeilt. Im August sahen sich die Ehegatten nach dem geschlossenen Frieden wieder. Ein Kreuz am Fuße dieser bildlichen Darstellung, überragt von zwei Friedenspalmen, feiert dieses Ereignis mit der Unterschrift: „Unser

Wiedersehen — August — Nun danket alle Gott.“ Im September fand die Taufe statt, und weil das Kriegskind unterdessen ein Friedenskind geworden war, so wurde es Irene getauft und außer allerhöchsten und höchsten Personen wurde auch die hessische Kavallerie-Brigade, die der Vater damals kommandiert hatte, zu Gevatter gebeten. Am 23. Mai 1888 traf Prinzessin Irene von Hessen als Braut des Prinzen Heinrich in Charlottenburg ein, um am nächsten Tage mit demselben in der Schloßkapelle daselbst vermählt zu werden.

Diese neue Verbindung zwischen dem preußischen und dem hessischen Hause geschah auf Grund der innigsten Herzensneigung, welche selbst das Bedenken der zu nahen Verwandtschaft zwischen Cousin und Cousine überwand, ein Bedenken, das allerdings aus dem Feld geschlagen wird durch die historische Thatsache, daß Friedrich Wilhelm I. ebenfalls seine Cousine von Braunschweig-Lüneburg heiratete, und daß aus dieser Verbindung ein Friedrich der Große, ein Prinz Heinrich, ein Prinz August Wilhelm, von dem unsere heutige Dynastie stammt, eine Markgräfin von Bayreuth hervorgegangen sind. Nach dem Tode der Mutter und nach der Verheiratung der ältesten Schwester war das ganze Leben der jungen Prinzessin nach den Neigungen des Vaters abgestimmt. Sie suchte ihm den Verlust der Mutter und der verheirateten Schwestern, der Prinzessin Ludwig von Battenberg und der Groß-

fürstin Sergei, weniger fühlbar zu machen, sie teilte seine Neigungen, seine Beschäftigungen. Wo der Vater gern weilte, in Seeheim, in Wolfsgarten oder Kranichstein, da war auch ihr Lieblingsaufenthalt. Sie lebte nicht für sich, nur für den Vater. Schon von früher Jugend der Kinder an hat die verstorbene Großherzogin die Neigung für die Kunst zu erwecken gesucht, in der sie selbst so Treffliches leistete. Prinzessin Irene ist die Erbin der Fähigkeiten ihrer hochbegabten Mutter, sei es auf dem Gebiete der Kunst, sei es auf dem Gebiete des geistigen Lebens, und wenn dieselben noch übertroffen werden können, so geschah das bei der Braut des Prinzen Heinrich durch die Beharrlichkeit, die Stetigkeit, die Gründlichkeit, den Ernst, mit dem sie die angeborenen Talente fortzubilden bestrebt war. In diesem echt deutschen Zuge offenbart sich die Tochter des Hauses Hessen. Prinzessin Irene ist eine Reiterin, so kühn, daß es für sie keine Gefahr giebt, aber sie ist darin keine Amazone geworden, sie hat sich ihre Weiblichkeit in der zartesten Ausprägung vollkommen gewahrt. Sie ist die verständnisvolle Gefährtin ihres Gemahls auch in ihrer Vorliebe für das Seewesen geworden, für das sie während ihres oftmaligen Aufenthalts bei ihrer Großmutter in England Neigungen und Verständnis gewonnen hat. Alle diese äußeren Berührungen und Fertigkeiten vermochten nicht die Entfaltung und Vertiefung ihres religi-

ösen Lebens zu beeinträchtigen. Sie hat darin ein Erbteil ihrer Großmutter, der Prinzessin Karl, Tochter der unvergeßlichen Prinzessin Wilhelm, überkommen. Auf einen Wunsch der Prinzessin-Braut genehmigte die Kaiserin Friedrich, daß der Geistliche, der sie im Christentum unterrichtet, konfirmiert hatte und ihr Seelsorger geblieben war, Superintendent D. Sell, ihr nach Berlin zur Hochzeitsfeierlichkeit folgte. In Begleitung der Prinzessin auf ihrer Brautreise befanden sich ihr Vater, der Großherzog von Hessen, der Erbgroßherzog, ihr Bruder, Prinzessin Ludwig v. Battenberg, deren Gemahl in Malta weilte, Prinzessin Alix.

Den Brautstand des jungen Paares hat die Sonne des Glückes nicht beschienen. Die Krankheit des Kaisers Friedrich, der Tod des Kaisers Wilhelm, warfen einen tiefen Schatten auf diese Zeit. Aber fast überraschend war unmittelbar vor dem Vermählungstage in dem Befinden des erkrankten Kaisers eine Wendung eingetreten, welche wie ein Geschenk Gottes dem Brautpaare zum bevorstehenden Feste dargebracht wurde. Die Feier wurde von Trauer weniger gedämpft, als es zuvor den Anschein hatte. Es war ein lichter Freudentag, der die trübe Zeit durchbrach, wodurch allerdings nicht verhindert wurde, daß die stolze Pracht unterblieb, womit sonst am königlichen Hofe die Feier einer Hochzeit begangen wird. Die Vermählung wurde in engstem Kreise gefeiert. Man ent-

sagte dem umfassenden Ceremoniell, welches längst seine historische Berechtigung erlangt hat, wie die feierliche Einholung der Braut, Fackeltanz, Gala-Oper u. dgl. m. Doch die Einschränkung des äußeren Glanzes that den guten und herzlichen Wünschen keinen Abbruch, mit denen das erlauchte Kaiserpaar, der Großherzog von Hessen, sowie die anderen fürstlichen Verwandten und mit ihnen das ganze deutsche Volk sich dem jungen Paare zuwendeten. Es war gegen 12 Uhr, als die Kaiserin auf dem Haupte der Schwiegertochter die königliche Prinzessinnen-Krone, welche in feierlicher Weise aus der Schatzkammer des königlichen Schlosses nach Charlottenburg hinübergeleitet war, befestigte. Mit diesem Hochzeitszeichen geschmückt, das ihr den Rang einer preußischen Prinzessin und damit den Titel „Königliche Hoheit" zusicherte, trat die Braut an die Seite des Bräutigams, der die Marine-Uniform trug, und es erfolgte sodann die standesamtliche Eheschließung, welche der Oberstkämmerer Graf zu Stolberg-Wernigerode als Leiter des Ministeriums des königlichen Hauses vollzog. Kaiser Friedrich hatte die Absicht gehabt, sich an dem Festzuge zu beteiligen, der sich zur Kapelle des Schlosses begab, trat aber allein in diese ein, als der Geistliche mit der Traurede schon begonnen hatte. In dem Festzuge schritten hinter dem Prinzen einher der ihm zur Aufwartung beigegebene Vice-Admiral Graf von Monts und sein desig-

nierter Hofmarschall Kapitän zur See und Flügeladjutant Freiherr v. Seckendorff.

Die Neuvermählten verließen noch an demselben Tage Charlottenburg, um die Flitterwochen in Erdmannsdorf in Schlesien zu verleben und später in Kiel ihre Residenz zu nehmen.

Der Zarewitsch bewarb sich später um die Prinzessin Margarethe von Preußen. Er hat sich erst 1894 mit der Prinzessin Alix von Hessen verlobt. Die Verkündigung dieses Ereignisses erfolgte in Koburg bei Gelegenheit der Vermählung des Großherzogs von Hessen mit der Prinzessin Melitta. Es wird nicht allgemein bekannt sein, daß die Prinzessin Alix die erste Liebe des verstorbenen Herzogs von Clarence war. Zweimal hat er ihr einen Heiratsantrag gemacht, die Prinzessin war jedoch zu der Zeit fest entschlossen, nur aus Liebe zu heiraten. Sie hatte den Herzog als Vetter gern, fühlte sich jedoch nicht in dem Grade zu ihm hingezogen, ihm ihre Hand zu bieten, so daß sie seine Anträge abwies. Der Zarewitsch ist natürlich eine glänzende Partie. Aber wenige werden die Prinzessin wegen ihrer Zukunft beneiden, da der russische Thronfolger sowohl körperlich wie geistig schwächlich und nicht von liebenswürdiger Gemütsart ist. Er ähnelt in der That dem Kaiser Paul weit mehr als dem Kaiser Alexander I.

Großfürst Michael Michailowitsch.

Im Frühjahr des Jahres 1891 machte die heimlich eingegangene Ehe des jungen Großfürsten Michael Michailowitsch großes Aufsehen, zumal sie in der Folge die tragischsten Begebenheiten nach sich zog. Der Vater desselben, Großfürst Michael, war ein Bruder des Zaren Alexander II., die Mutter, Großfürstin Olga, eine Schwester des regierenden Großherzogs von Baden. Sie wurde Mutter von sechs Söhnen und einer Tochter, letztere, Anastasia, ist mit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin vermählt.

Die in der weit verzweigten russischen Zarenfamilie nicht selten vorkommenden morganatischen Ehen, Mesalliancen und andere illegitimen Verbindungen veranlaßten den jetzigen sittenstrengen Zaren, schon im Jahre 1883 eine „Familienordnung" festzustellen, wodurch er

hoffte, dergleichen Ausschreitungen einen Damm entgegenzusetzen. Der junge Großfürst Michael scheint schon frühe Veranlassung gegeben zu haben, in Herzenssachen die Schranke zu überschreiten und seinen Weg nach eigenem Wohlgefallen zu wählen. Seit Jahren war es in der Petersburger Gesellschaft ein offenes Geheimnis, daß der Großfürst beabsichtigte, sich mit der Komtesse Ignatieff, einer der Töchter des bekannten russischen Generals und Diplomaten, zu vermählen. Der Kaiser selbst, an den der Großfürst sich bittend gewandt hatte, soll nicht abgeneigt gewesen sein, unter gewissen Voraussetzungen diese Verbindung zu gestatten. Nicht so die Mutter des jungen Großfürsten, Olga Feodorowna, der man großen Stolz nachsagte; sie soll sich entschieden gegen diese Ehe ausgesprochen haben und wußte es einzurichten, daß Komtesse Ignatieff ein ganzes Jahr von Petersburg entfernt gehalten wurde. Doch soll auch dies Mittel nicht gefruchtet haben, den Sinn des Großfürsten von seiner Neigung abzulenken, er soll im Gegenteil der jungen Gräfin Eheversprechungen gemacht haben. Manche häusliche Kämpfe mochte es damals in der großfürstlichen Familie gesetzt haben, um die eigenmächtigen Entschließungen des Sohnes zu brechen. Schließlich sandte man ihn ins Ausland, auf Reisen, wo er Vergessenheit suchen sollte.

Und die Sache gelang. Freilich über Erwarten

und in anderer Weise, als man es in Petersburg vermutet hatte. Es erschien anfangs April 1891 der Adjutant des Großfürsten Michailowitsch, Graf Grabbe, in Petersburg beim Zaren und beim Großfürsten Michael und überreichte persönlich zwei Briefe des jungen Großfürsten, der in Cannes und San Remo geweilt hatte. In diesen Briefen zeigte er seinen Angehörigen seine Vermählung mit der Gräfin von Merenberg an, zugleich um Verzeihung und Nachsicht für den gethanen Schritt bittend und die Einwilligung der Eltern und des Zaren erflehend. Das Erstaunen und Erschrecken der fürstlichen Eltern war grenzenlos. Wer war die Gräfin Merenberg, die einen so bestrickenden Zauber über den Großfürsten auszuüben verstanden hatte, daß er alles andere vergessend, jedes Hindernis bei Seite schiebend, sie zu seiner Gemahlin erhoben hatte? Die junge Gräfin entstammte einer morganatischen Ehe des Prinzen Nicolaus von Nassau mit Natalie Alexandrowna, geschiedenen Frau von Doubelt. Diese Natalie hatte in früherer Zeit viel von sich reden gemacht, sie war eine Tochter des berühmten russischen Dichters Puschkin. Die Familie des Prinzen von Nassau hatte sich in Cannes befunden, die Töchter sollen berückend schön und von bezaubernder Liebenswürdigkeit sein, wie sie auch im Jahre zuvor am Berliner Hofe viel bewundert worden waren. In Cannes hatte der junge Großfürst die Bekanntschaft

gemacht, die alsbald zur Flamme glühendster Leidenschaft entbrannte. Dieselbe wurde erwiedert und um allen Einwendungen die Wege abzuschneiden, begab sich das junge Paar nach San Remo, wo dasselbe in tiefster Heimlichkeit von einem griechisch-orthodoxen Priester in aller Form getraut wurde. Der Zorn über diese eigenmächtige Handlung, die sowohl der elterlichen als der fürstlichen Autorität spottet, soll besonders bei der Großfürstin-Mutter alle Grenzen überstiegen haben. Sie eilte sogleich mit dem empfangenen Briefe zum Zaren, der ihr mit einem gleichen entgegenkam.

Die Aussprache beider hat natürlich keine Zeugen gehabt, und die Nachrichten darüber lauten äußerst widersprechend. Petersburger Blätter verschleierten den Vorgang und von Wien aus las man ganz andere Darstellungen; wieder anderes meldete die Karlsruher Zeitung. Sicher ist, daß der Zar kaum minder in Zorn entbrannte, als die fürstliche Mutter. Er wollte zuerst die Ehe für gänzlich ungültig erklären, gab jedoch den Bitten der bestürzten Verwandten Gehör und beschränkte sich auf die Ausstoßung des Großfürsten aus dem russischen Heere und verbot ihm die Rückkehr nach Rußland. Das russische Militärblatt: der „Russische Invalide“ meldete dieselbe in folgender Weise: „Flügeladjutant, Stabskapitain des Leib-Garde-Jäger-Regiments Großfürst Michael Michailowitsch ist aus dem Dienste der Armee

ausgeschlossen worden. Das 49. Brester Infanterie-Regiment und die 4. Batterie der Garde-Artillerie-Brigade zu Pferde, deren Chef der Großfürst war und welche bisher seinen Namen führen, werden in Zukunft mit Weglassung dieses Titels genannt werden. Derselbe hat sich in Cannes mit der Gräfin Sofie Merenberg, Tochter des Prinzen Nikolaus von Nassau, vermählt, dieselbe ist außerdem eine Enkelin des russischen Dichters Puschkin. — Dies ist zweifellos der Grund der Ungnade."

Die tragischste Folge hatte der übereilte Schritt des Sohnes für die unglückliche Mutter. Sie verließ sogleich Petersburg und begab sich auf eine Reise nach der Krim. Die eine Lesart ist: auf Befehl des Zaren, nach anderen wäre sie selbst in seelischer und nervöser Aufregung die Urheberin dieses Reiseplanes gewesen. Eine Petersburger Darstellung der „Politischen Corresp." sagte darüber: „Großfürstin Olga soll über den Schritt ihres Sohnes in unbeschreiblichen Zorn geraten sein; sie ließ sofort nach dem Empfange der völlig unerwarteten Nachricht von seiner Verehelichung alle dem jungen Großfürsten angehörenden Gegenstände aus ihrem Palais entfernen und begab sich eilends zum Kaiser, um die strenge Bestrafung ihres Sohnes zu verlangen. Die vom Zaren über den Großfürsten verhängte Maßregel (die Ausstoßung aus der Armee und Verbannung) hat denn auch nicht den Wünschen der erzürnten Mutter ent-

sprochen, welche gefordert hatte, daß dem Großfürsten seine Apanage von 150000 Rubel entzogen werde, was der Zar jedoch entschieden ablehnte.“

Wie dem auch gewesen sein mag, Großfürstin Olga erreichte die Krim nicht, der Telegraph meldete ihren plötzlich eingetretenen Tod während der Nacht in einem Eisenbahn-Coupé. Eine Rippenfell-Entzündung, der ihre durch ein längeres Herzleiden sehr geschwächte Kraft nicht hatte widerstehen können, hatte sie unterwegs ergriffen und ungeahnt ihrem Leben ein Ende gemacht. Es wurden auch Stimmen laut, die von einem Selbstmord erzählten. Man habe die hohe Frau, in ihrem Blute schwimmend, im Coupé gefunden. Dem wurde jedoch von Karlsruhe aus aufs bestimmteste widersprochen. Man schrieb von dort: „Die in vielen Zeitungen verbreitete Nachricht, die verstorbene Großfürstin Olga sei vom Zaren zum Verlassen der Residenz in strafender Weise bewogen worden, können wir mit voller Bestimmtheit als Erfindung bezeichnen. Die Großfürstin war vielmehr selber auf das Schmerzlichste berührt durch das Kindespflichten in keiner Weise entsprechende Verhalten ihres Sohnes, Großfürsten Michael.“ Warum aber fragte man dagegen mit Recht, trauerte sie ihren Schmerz nicht mit dem Zaren gemeinschaftlich aus, warum entfloh sie in die Einsamkeit der Krim, in der sie doch keinenfalls Erleichterung hoffen durfte? Die

Jahreszeit, es war Anfang April, war für eine am Herzen leidende Dame jedenfalls für eine solche Reise nicht geeignet, und kein Arzt würde ihr dazu geraten haben. Zerwürfnisse mögen wohl mit der Familie stattgefunden haben, die die hohe Dame hinwegtrieben, und die Bitterkeit des an ihrem Herzen nagenden Schmerzes hat ihren Tod herbeigeführt. Sie hat ihr Alter auf 52 Jahre gebracht. Ihr Tod war ein böses Hochzeitsgeschenk für die Jungvermählten. Auf die Todesnachricht reiste der Großfürst Michael, Gemahl der Großfürstin Olga nach Charkow, woselbst die Katastrophe eintrat, ab. Er geriet in eine solche Aufregung, daß ihm während der Fahrt eine Halsarterie platzte und die Ärzte besorgt waren, ihn am Leben zu erhalten. Der Tod der Großfürstin erregte allgemeine Teilnahme. Die Beisetzung erfolgte in der St. Paulskirche zu St. Petersburg mit dem denkbar größten Pomp und kirchlicher Weihe. Verwandte Fürstlichkeiten erschienen dazu von entfernten Höfen entweder selbst, oder ließen sich vertreten. Es hieß auch, der Kaiser habe dem jungen Großfürsten Michael gestattet, zur Beisetzung seiner Mutter nach St. Petersburg zu kommen. Doch die Nachricht bewahrheitete sich nicht. Der Großfürst blieb fern, ob freiwillig oder unfreiwillig, hat man nicht erfahren.

Wie man im vorigen Jahrhundert am preußischen Hofe Hochzeit machte.

Kaum hatte der Markgraf Karl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach sein fünfzehntes Jahr erreicht, als er veranlaßt wurde, den Hof in Berlin zu besuchen, um sich mit der Tochter des Königs, der Prinzessin Friederike Louise, zu verloben. Die Braut war 13 Jahre alt. Zwei Jahre darauf fand die Hochzeit statt. Über die Festlichkeiten hat der im Gefolge des Markgrafen befindliche spätere Hofmeister der Markgräfin, Baron von Nostiz, ein Tagebuch angelegt, welches der Ansbach'sche Hof-Fourier Johann Martin Meyer durch seine Aufzeichnungen vervollständigte. Beiden Schriftstücken ist der folgende Bericht entnommen:

Am 19. Mai 1729 langte der junge Markgraf mit seiner Suite in Beelitz bei Potsdam an. Hier kam ihm

der Kronprinz, späterer König Friedrich II., entgegen, eine kleine Meile vor Potsdam der König selbst. „Seine Majestät embrassierten und küßten Serenissimum auf so eine tendre Art zumehr als 5, 6 Malen, daß den Umstehenden die Thränen in den Augen standen.“ Am Schlosse in Potsdam erwartete der König, der vorausgeritten war, den Markgrafen und führte ihn zur Königin und zur Prinzessin-Braut. „Der König nahm ihre beide Häupter und drückte sie durch eine darauf erfolgende tendre Embrassade zusammen, daß beide hohe Verlobte mehr rot als blaß wurden.“ Es folgten nun verschiedene Lustbarkeiten. Zunächst wurde dem Bräutigam das Riesen-Regiment in drei Bataillons, jedes zu 1000 Mann, vorgeführt, der Kronprinz führte mit dem Esponton als Oberst-Lieutenant das zweite Bataillon. Der Ball ging um 6 Uhr an und endigte um 9 Uhr.

„Von Dames waren,“ wie das Manuskript besagt, „zugegen Frau Landrätin von Rochau (Rochow) nebst ihren zwei Fräulein Töchtern, Frau Obrist-Lieutenantin von Knößebeckin (von dem Knesebeck), Frau Majorin von Einsiedel, Frau Obrist-Lieutenantin von Rochau (Rochow) und Frau Majorin gleichen Namens, Frau Ober-Kuchenmeisterin von Holdwedel, Fräulein von Könige und noch etliche Offiziersweiber.“ In dem Garten, der jetzt an die Friedenskirche anstößt, und den der König sein Marly nannte, wurde ein Schnepperschießen abgehalten, bei dem

mit Armbrüsten nach der Scheibe geschossen wurde. In dem Garten stand ein Lusthaus, daneben zwei Zelte, in deren einem der König mit den Generalen und Offizieren Tabak rauchte. Am Sonntag, den 22. Mai, wurde das Hohe Paar nach Beendigung der Predigt in der Garnisonkirche aufgeboten. Der ganze Hof war dabei und der König ging nicht eher in die Kirche, als bis der letzte Mann des Riesen-Regiments an ihm vorbeimarschiert war. Am 23. fuhr der ganze Hof mit dem Markgrafen nach Berlin. Pesne (Pöhn, wie es in dem Manuskript heißt) malte Braut und Bräutigam auf einem Bilde. Es ist dasselbe Bild, welches sich heute noch in einer der Parade-Vorkammern des Berliner Schlosses befindet, ebenso wie das Portrait des Königs, welches Pesne im Auftrage des Königs für den Markgrafen malte, sich heute noch im Schloß von Ansbach befindet. Bei der Tafel sagte der König: „Heute über 8 Tage heiß' ich meine Fieke oder Friederica schon Frau Markgräfin.“ Der König bewies sich gegen den Bräutigam sehr freigebig. Er schenkte ihm einen schönen Zug englischer Pferde, einen neuen Wagen von rotem Tuch, mit goldenen Tressen bordiert, dann noch einen Zug preußischer Pferde mit einer neuen Karosse, einen Leibkutscher und einen Läufer, dann noch als Reitpferde zwei braune Engländer und einen preußischen Brandfuchs. Am 27. sollte große Parade sein. Der König legte sich Tags vorher um

7 Uhr zu Bett, um gegen 3 Uhr zur Revue aufstehen zu können. Aber es regnete, und so wurde die Revue abgesagt und des andern Tages abgehalten. Zehn Regimenter Infanterie standen in Parade. Der König ritt schon morgens halb 3 Uhr vor die Stadt, um den Anmarsch der Regimenter zu sehen. Das dauerte bis 5 Uhr, das Abreiten der Fronten zwei Stunden, mehrere Stunden der Vorbeimarsch nach dem Exercieren, bei welchem die Signale durch Kanonenschläge gegeben wurden. Der König konnte sich nicht satt an seinen Soldaten sehen. Als sie in die Stadt zurückmarschierten, mußten sie noch einmal unter den Fenstern des Schlosses defilieren.

Der 30. Mai war der Hochzeitstag. Wir geben die Relation nach dem Wortlaut der Aufzeichnungen.

„Den 30. ritten schon J. M. der König um 3 Uhr aus und sahen 2 Regimenter die Musterung passieren. Sms. (Serenissimus, d. h. der Markgraf) blieb diesen ganzen Vormittag in Dero Gemach, ohne auszugehen, noch Jemanden vor sich zu lassen. Wollten auch zu Mittag allein in Dero Zimmer speisen, aber Dieselben wurden zur Königin-Tafel geladen. Der König aß diesen Mittag nichts als ein wenig Suppe und einen Flügel vom Huhn in Dero Zimmer apart.

Gegen 5 Uhr kleideten sich Sms. in Dero Bräutigamsrock an und trugen den schönen goldenen, mit Diamanten besetzten Degen, so Dieselben von der Königin bekommen.

Um 6 Uhr kam der Kronprinz mit einem Kammerherrn und holten Smum. ab zu der Prinzessin-Braut. Sodann führte der König Smum. in den Trauungssaal hinauf. Die Prinzessin-Braut wurde auch heraufgebracht, mit ihrer zugegebenen Aufwartung von Kavaliers. Dero Schlepp wurde von vier Hofdamen getragen. Der Herr Oberschenk von Schlippenbach und Herr Oberkuchenmeister von Holwedel gingen mit 2 Marschallstäben voraus. Die Königin und Prinzessinnen folgten der Braut nach. Die Trauung geschahe unter einem Dais durch Herrn Garnisonsprediger Gedicke.

Nach der Trauung geschahen von denen Vornehmsten die Gratulationes und reterirten sich in die Gallerie (Bildergalerie). Das resolvirte Tanzen vor der Tafel ging nicht vor sich. Gegen 9 Uhr ging man zur Tafel, saß Niemand als Braut und Bräutigam wieder unter einem Dais, und was königlichen oder fürstlichen Geblüts war, an der ersten Tafel. Nach der königlichen saßen die Ansbachischen Herren Cavaliers, als Feldmarschalls, Generals, Ambassadeurs und vornehmste Fremde von hohem Charakter, an der zweiten Tafel die Herren Generalmajors, Obristen und dergleichen, an der dritten Tafel und vierten aber über 80 Dames, an der fünften und sechsten andere Offiziers, Kammerherrn und Cavaliers, Summa in allem wurden über 300 Personen gespeiset. Nach Endigung dieser Abendmahlzeit, wobei stark ge-

trunken und mit denen auf dem Paradeplatz am Schloß stehenden 36 Kanonen beständig abgefeuert wurde, reterirte sich alles in die Gallerie, bis die Tafel abgenommen worden.

Alsdann ging der Brauttanz an, und zwar also: Voran mit dem Marschallstab ging der Herr Oberkuchenmeister von Holwedel voraus. Die Musik dieses deutschen Tanzes bestand in Trompeten und Pauken. Hernach folgten der Herr Feldmarschall von Wartensleben, Herr Feldmarschall von Arnen (Arnim), Herr General Graf von Finkenstein, die Herren General-Lieutenants von Grumkau (Grumkow), von Borck (?), von Gerstdorf, von Blanckensee und von Löwen, Herr General-Major von Schwerin, die Herren Generale von Golz, von Glasenap, von Dönhof, die Herren General-Majore von Bodenbrock (Buddenbrock), von Truchses, von Dockum, von Binger (Bynker) von der Artillerie und zwei von Schulenburg, beide von der Kavallerie, die Herren Obristen von Sidon (Sydow) und von Falckenstein, alle mit Fackeln in der Hand. Sodann beschloß der Herr Oberschenk von Schlippenbach mit dem Marschallsstab, hinter diesen tanzten Braut und Bräutigam, und zwar der König mit der Durchlauchtigsten Braut und Sms. mit denen königlichen Prinzessinnen zusammen den Prinzen von Geblüt, womit dieser Tanz in einer guten halben Stund zu Ende war.

Braut und Bräutigam wurden vom König und der Königin Majestät in das gleich daneben seiende Zimmer ins Paradebett gebracht. Smo. wurde vom König selbst, nachdem Er vorhero von seinen Bedienten ausgekleidet war, die Schlafmütze, Hemd und Schlafrock präsentiert. Sma. wurde von der Königin, Markgräfin Philipp und Albrechtin ausgekleidet in Aller Präsende. Sodann wurden Ihro Hoheit die Augen verbunden. Da dann Dieselbe in einem gemachten Kreis die auf Dero Haupt getragene Krone an eine Dame ohngefähr präsentierten, welches vor ein Omen gehalten wurde, daß diese Person dieses Jahr noch eine Braut werden würde. Hierauf mußte Alles zum Zimmer hinaus, ausgenommen der König und die Königin blieben darinnen mit Braut und Bräutigam. Nachdem diese sich in das Paradebett gelegt hatten, durfte Alles wieder herein ins Zimmer. Ein Jeder sahe Beide darinnen liegen, und nach abgelegter Gratulation mußte sich Alles nach Hause begeben. Bald darauf standen beide Verlobte aus dem Paradebett wieder auf und ließen sich in zwei Portchaisen herunter in Dero preparierte Gemächer in das rechte Brautbett bringen. Sonsten war oben bey und vor der Trauung, auch bey dem Essen und Tanzen eine solche unbeschreibliche Menge Dames und Cavaliers, daß Manchem das Kleid vom Leib gerissen wurde und man meinte vor Hitze zu zerschmelzen.

Am 31. kamen J. M. der König gegen 10 Uhr in

Smi. Gemach vor's Bette und gaben seinen Durchlauchtigsten und also genannten lieben Kindern einen guten Morgen. Beide tranken justement Thee im Bette. Nach deren Ankleidung kamen auch J. M. die Königin selbst herunter und gaben Ihro Hoheit Visiten. Um 12 Uhr speisten Sms. und Sma. mit dem König, der Königin und königlichen Familie an einer Tafel allein. Die Ansbachischen Herrn Cavaliers speisten alle nebst andern Dames und Officiers bey Herrn Generalmajor von Schulenburg zu Mittag zu Gaste.

Um 3 Uhr ritten S. M. der König heraus und sahen das Löwenische Regiment. Unser Sms. und Sma. blieben diesen Nachmittag in Dero Gemächern und passirten diesen ganzen Tag nichts von Festen oder Assemblen bey Hof. Um halb 7 Uhr soupirten Sms. und Sma. mit der Königin und dem König, indem Morgens S. M. wieder gar frühe zwei Regimenter mustern wollten. Die Ansbachischen Herrn Cavaliers soupirten wieder bei Herrn General von Schulenburg. Gestern haben J. M. der König und der Kronprinz keinen andern Habit angelegt als wie à l'ordinaire, nämlich Dero täglichen Montirungsrock, wie man es bei dem großen Corps trägt.

Ueberdies trugen auch beide nebst allen anwesenden Officiers weiße Camisole. S. M. der König trugen auch dabei leinwandene Hosen, die andern aber tuchene.

Auch hatte S. M. der König das preußische Ordensband unter dem Rock über das Camisol angethan.

Den 1. Juny frühe um 3 Uhr ritten S. M. der König heraus und sahen 2 Regimenter mustern. Zu Mittag speiseten S. M. wie gestern mit der königlichen Familie. Gegen 4 Uhr kamen mehr als etliche 90 Dames und legten die Gratulation an Ihro Hoheit die neue Frau Markgräfin in Dero Gemach ab. Sodann gingen diese alle in den großen Saal und Gallerie, allwo getanzet wurde. Hier war alles voll, daß man sich vor Menge der Dames und Cavaliers nicht rühren und vor Hitz nicht bleiben konnte. Um halb 9 Uhr ging man zur Tafel. Vorher wurden Zettel gezogen zur Conterie. Die Anspachischen Herren Cavaliers speiseten diesen Mittag bei Herrn geheimen Rath von Marschall zu Gast. Die Tafel bestand bei der Conterie in der Figur eines F und eines angeschlungenen L., Friedericia Louisa bedeutend. Diese andern 60 Paar saßen an andern Tafeln. Der König speisete nicht mit, sondern gingen ab und zu. Die Königin bekam Markgraf Albrechten und Sms. die neue Frau Markgräfin zum Paar. Wie die Tafel bald zu Ende war, ging ein spaßhafter Aufzug mit Präsentirung eines Strohkranzes vor. Voraus ging der Obrist-Lieutenant Graf von Truchses mit einem Licht in der Hand. Darauf folgte des Herrn General-Lieutenant von Löwen Herr Sohn, in einer Hand ein Licht, in der

andern Hand auf einem Credenzteller einen Strohkranz, daran allerhand nackte Kinder mit untermengten Blümlein zu sehen waren. Sodann folgten etliche 30 Paar, lauter unverheirathete Dames und Cavaliers. Diese letzteren hielten auch Lichter in der Hand und marschirten alle um die Tafel herum. Obiger Herr von Löwen hielten eine Rede von Versen an die neue Frau Markgräfin und präsentirten ihr diesen Kranz. Hierauf kam der Herr General von Schwerin mit der völligen Musik, welche den Marsch blies, und führte diese Paare mit völliger Procession wieder ab. Nach dem Essen wurde wieder ein wenig getanzt und hernach reterirte sich Alles nach Haus.

Der 2. Juny sahn der König abermals 2 Regimenter mustern. Um halb 12 Uhr kam der König und die Königin wie gestern und gaben dem neuen verlobten Paar die Visite. Und diese speisten wie gestern mit der königlichen Familie. Vor dem Essen kamen alle Lutherische Geistliche aus Berlin, deren etliche 30 waren, und legten die Gratulation an beide Durchlauchten ab. Um 4 Uhr Sms. Visite an die Frau Markgräfin Philippin, Albrechtin Hoheiten. Zwei Chaisen mit Cavaliers, welche die Aufwartung hatten, fuhren voraus. Dann folgte eine große Porte Carosse à deux fonds mit einem rothsammeten Imperial gestickt, mit Gold und dergleichen Fransen besetzt. Hierinnen saßen der König und Smi., und hinter diesen 4 Gensd'armes und Corporals in Koller

und Harnisch nach. Hernach folgte der Hofmeister und Fräulein Stahl nach. Gegen 6 Uhr kam der König und holte das verheirathete Durchlauchtige verlobte (?) Paar aus Dero Zimmer ab und führte sie zum Saal. Da wurde an einer Figurtafel von 105 Paar gespeiset, alles mit Porcellain servirt. Die Figur der Tafel war ein W mit einem angeschlungenen F. Die Ansbachischen Herren Cavaliers speiseten heute zu Mittag bey Herrn geheimen Rath von Pörstel (Borstel). Sms. bekamen heute von Ihro Hoheit der Kronprinzessin einen saubern lackirten Schreibtisch geschenkt, und Smi. zwei Kammerdiener bekamen von der neuen Frau Markgräfin, Hoheit, reiche Präsente von Silberwerk.

Den 3. Juny frühe um 3 Uhr musterten S. M. der König wiederum zwei Regimenter. Wie gestern zu Mittag speisten S. M. wiederum mit der königlichen Familie, und die Ansbachischen Cavaliere speisten alle bey Herrn geheimen Rath von Gören. S. M. ritten von der Musterung sogleich nach Scharlottenburg und speiseten nur mit 2 Cavaliers allda allein. Um 3 Uhr fuhr die ganze königliche Familie nach Scharlottenburg. Allhier wurde in der Orangerie zur Hälfte getanzet und gespielet, und die andere Hälfte an einer Tafel von 90 Personen gespeiset. Nach der Tafel ging ein Nachtschießen an und war Alles auf allen Seiten, Enden und Ecken mit viel tausend langen Gläsern schön illuminirt.

Derjenige, welcher das Schwarz oder die Zwecke traf, da stieg alle Zeit eine Raquet mit herunterfallenden Sternen empor. Sms. haben eine silberne Suppen-Pot, ingleichen S. M. der König den andern Gewinnst in Silber, Herr von Brehmer ein plat de menage von Silber und Herr Markgraf Ludwig einen Kranz mit einem Kaffee-Pot gewonnen. Bey währendem diesem Schießen wurde auch getanzet und nach Endigung dieses Schießens ging man bald zu Bette.

Den 4. Juny frühe um 4 Uhr kamen S. M. und besuchten Smum. in Dero Zimmer, führten ihn im Garten herum und ließen Smum. angeln, schenkten auch Smo. 12 schöne große Hetz- oder Saufanger. Und vorgestern bekamen Sms. von dem Herrn Grafen von Schleppenbach, dem Herrn Hofjägermeister, 2 kleine Dachshündlein, und von dem Hauptmann von Klitschin (Klitzing) einen großen andern Hetzhund. Gegen 11 Uhr ging die Copulation zwischen der ersten königlichen Hofdame, der Gräfin von Pinden, und Herrn geheimen Rath von Viereck vor. Nach Endigung dessen speiseten sie an einer Tafel von 40 Personen. Braut und Bräutigam saßen obenan, und ging Alles sehr lustig und vergnügt zu. Gegen 5 Uhr fuhr Alles wieder nach Berlin, nachdem gestern die Dames, auch meiste Prinzen und Prinzessinnen sich schon dahin reterirt hatten. Sms. speisten diesen Abend mit der königlichen Familie. Auf

künftigen Donnerstag werden wir die Erlaubniß bekommen, nach Wusterhausen abzugehen und von da den Freitag den Weg nach Ansbach zu nehmen. S. M. der König wollen auch den Freitag nach Pommern."



Eine Königin und ihr Arzt.

Caroline Mathilde, jüngste Tochter Friedrich Ludwig's, Prinzen von Wales (Sohn Georgs II. von England), 1751 geboren, hatte noch nicht das vierzehnte Jahr erreicht, als zwischen ihr und dem Kronprinzen Christian von Dänemark ein Verlöbnis eingeleitet ward. Sie heiratete 1766. Die Ehe war eine unglückliche. Der junge König war ein Wüstling. Seitdem sich Männer wie Osborne, Dryberry, Holk und andere seiner bemächtigt, hatte der früher so hoffnungsvolle Prinz gar bald nur für sinnliche Lüste und Vergnügungen Auge und Herz und allmählich dem Höheren und Ernsteren absterbend, entzog er sich den Sorgen und Geschäften der Regierung, ja, selbst den gewöhnlichen Ansprüchen des Anstandes. Die Königin Caroline Mathilde fand überdies an der Stiefmutter des Königs, Juliane Marie von Braunschweig-

Wolffenbüttel, Königin Witwe genannt, keine mütterliche Freundin. Auch die Königin-Mutter, Sophie Magdalena, geborene Markgräfin von Brandenburg-Culmbach, ließ es an einer herzlichen Annäherung gegenüber der jungen Königin fehlen, vielmehr blieb das Verhältnis zwischen beiden frostig und kalt.

Im Jahre 1768 unternahm der König mit großem Gefolge eine Reise nach Paris. Daß der Aufenthalt daselbst für einen Mann von einem so gutmütig schwachen und schlüpfrigen Wesen, wie er war, und in einer Umgebung von jungen Wüstlingen, wie sich deren mehrere in seinem Gefolge befanden, seine großen Gefahren hatte, konnte wohl nicht anders sein, und es zeigte sich nach seiner Rückkehr gar bald, daß er sich weder von seiner Reise überhaupt, noch von Paris insbesondere neue geistige Kraft und Stärkung geholt hatte. Außerdem aber vergeudete er auch hier den Schweiß und Fleiß seiner armen Unterthanen mit unverzeihlichem Leichtsinn, und erbot sich nicht nur auf seine Kosten ein Reiterregiment zum Dienste Ludwigs XV. zu errichten, sondern machte auch kostbare Geschenke, daß er dem ihm als Marschall beigegebenen Herzoge Duras außer seinem Bildnisse in Brillanten, einen Ehrensäbel zu dem Werte von 20000 Livres, dessen Gemahlin aber eine kostbare Diamantenschnur schenkte, nicht zu gedenken der bedeutenden Summen, die er der hohen und niederen

Dienerschaft verehrte oder an leichtsinnige Gelegenheitsmacher und Abenteurer verschwendete.

Nachdem er auf solche Weise 7 Wochen in Paris und seiner nächsten Umgebung zugebracht hatte, verließ er dasselbe am 9. Dezember, um in sein Reich und an seinen Hof zurückzukehren.

In der ersten Zeit nach der Rückkehr des Königs von seiner Reise ins Ausland hatte es wirklich den Anschein, als wenn er Nutzen von derselben gezogen hätte, und Bernstorf wurde wegen dieses glücklichen Erfolges vielseitig gepriesen. Auch gegen seine Gemahlin, die für ihr eheliches Verhältnis manches gehofft hatte, schien er aufmerksamer und rücksichtsvoller geworden zu sein, und sie gab sich mit Freuden der Zuversicht hin, daß sich ihr und dem ganzen Lande nun eine glücklichere Zukunft erschließen werde. „Es ist unmöglich, die Zufriedenheit des Publikums zu beschreiben", äußert sich ein Berichterstatter aus jener Zeit. „Des Königs natürliche Lebhaftigkeit scheint sich jetzt zu einer glücklichen Heiterkeit und Gefälligkeit zu ermäßigen. Die Würde seiner Sitten und die völlige Angemessenheit seines Benehmens machen ihn wahrhaft ehrwürdig. Es ist keiner, der nicht wüßte, von welchem Zeitpunkte diese glückliche Veränderung zu rechnen ist. Dazu kam, daß er anfing, mehrere Sehenswürdigkeiten und öffentliche Anstalten in Augenschein zu nehmen und sich selbst an einigen Geschäften zu beteiligen.

Leider zeigte es sich aber gar zu bald, daß man sich getäuscht hatte. Denn um ihn her sammelte sich von neuem ein Schwarm junger Leute, welche ihm die Langeweile die er bereits wieder zu haben schien, mit allen Kräften zu vertreiben suchte und den Reigen entwürdigender Vergnügungen in wüster Ausgelassenheit führte. Unter ihnen war und blieb Holk, der sich ihm unentbehrlich zu machen gewußt hatte, sein Liebling, der nicht bloß über seinen Willen, sondern selbst über die Mittel der Staatskasse verfügte und dieselben ebenso für seine Vergnügungen benutzte, wie er es in England mit den königlichen Pferden gethan hatte, die seiner Liebschaften wegen fast zu Tode gejagt werden. So hatte man bei Christian sowohl sein Land, als auch seine Gemahlin wiederum verdrängt, und die letztere stand wie vorher rat- und hilflos da.

Da erhob sich allmählich unter dem stillen und sicheren Schutze eines näheren Umgangs mit dem Könige ein Mann der, obgleich er, was Geburt, Vermögen und hervorragende Gaben betraf, nicht berechtigt zu sein schien, eine mehr als bescheidene Stellung im Leben einzunehmen, dennoch in kurzem zu einem so entscheidenden Einflusse gelangte, daß er auf das Schicksal des dänischen Volkes wie der königlichen Familie auf mehr als gewöhnliche Weise einwirkte. Johann Friedrich Struensee war ein Deutscher und im August 1737 in Halle ge-

boren. Sein Vater, Adam Struensee, ein durch Gelehrsamkeit und Verdienste ausgezeichneter Geistlicher daselbst, sah sich 1757 in die deutschen Staaten des Königs von Dänemark berufen und wurde zunächst Hauptpastor und Probst zu Altona, aber nach wenigen Jahren schon General-Superintendent der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Der Sohn, ein Mediziner, großer Freigeist, erlangte einen solchen Ruf, daß er bei der Durchreise des Königs durch Altona im Juni 1768 zum Reisearzt desselben ernannt und in das Reisegefolge desselben aufgenommen wurde. Auf dieser Reise unterließ er nicht, Bibliotheken, Akademien, Naturalienkabinete, Anatomien, botanische Gärten u. s. w. zu besichtigen, versäumte es dabei jedoch auch nicht, mit wissenschaftlich und gesellschaftlich gebildeten Männern in Beziehung zu treten. Übrigens widmete er nicht bloß dem Gesundheitszustande des Königs seine Aufmerksamkeit, sondern nutzte auch sonst noch jede Gelegenheit, sich ihm durch Lektüre und Unterhaltung angenehm zu machen, was denn auch die Folge hatte, daß derselbe schon während seiner Reise Gefallen an ihm fand. So kam es, daß er nach der Rückkehr des Königs, besonders auf Bernstorfs und Schimmelmanns Fürsprache, zum Leibarzte desselben ernannt, bald darauf Etatsrat wurde, und von der Zeit an in schneller Folge von Würde zu Würde stieg, bis er eben so rasch, wie er auf kurze Zeit in die Höhe gewirbelt war, wieder in die grauenhafte Tiefe versank.

In der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Kopenhagen beschäftigte sich Struensee vorzugsweise mit der Wartung seines Berufes als königlicher Leibarzt und wandte das Zutrauen, welches er sich zusehends beim Könige erwarb, dazu an, mehr Regelmäßigkeit in die Lebensart desselben zu bringen und ihm wieder Neigung zu Beschäftigungen einzuflößen, scheute sich auch nicht, ihm jederzeit ohne Rückhalt und freimütig zu sagen, was er ihm für dienlich hielt. Als er aber wirklicher Etatsrat und dadurch berechtigt geworden war, die nur den drei ersten Klassen der Rangordnung zugänglichen Hofzirkel zu besuchen, bekam er mehrere Bekanntschaften und erhielt eine genauere Kenntnis sowohl von den Parteien und Intriguen am Hofe, als auch von dem lauen Verhältnisse des Königs zur Königin selbst. Näher unterrichtete er sich davon noch, als er sich auf Holks Anstiften veranlaßt sah, den König fast jedesmal zu begleiten, wenn er seine Gemahlin besuchte. Jener hatte nämlich bemerkt, daß Struensee der Königin stets unwillkommen sei, und fand eben deshalb einen Gefallen daran, ihr die lästige Gegenwart desselben oft zu verschaffen. Caroline Mathilde müßte aber wenig weiblichen Scharfblick gehabt haben, wenn sie nicht gar bald bemerkt hätte, daß der Leibarzt ihres Gemahls auch zugleich sein Vertrauter und Ratgeber war, und da ihr Struensee jedesmal mit besonderer Auf-

merksamkeit und Ehrerbietung begegnete, und sie es in seinem ganzen Betragen merken ließ, wie er es recht wohl fühle, daß er gezwungen sei, ihr durch seine Gegenwart lästig zu werden, so minderte dies ihren Widerwillen gar bald und sie begegnete ihm fortan mit Achtung und Wohlwollen. So gewann er allmählich auch ihr Vertrauen und in der Überzeugung, daß er dasselbe sicherlich rechtfertigen werde, eröffnete sie ihm ihre Sorge und ihren Schmerz über die Gleichgültigkeit und das mangelnde Vertrauen ihres Gemahls gegen sie, verhehlte ihm aber dabei auch ihren Widerwillen gegen Holk nicht, der sich ihr gerade in dieser Zeit, wo sie von ihrem Bruder, dem Herzog von Glocester, in Kopenhagen besucht war, dadurch womöglich noch verhaßter gemacht hatte, daß er denselben gegen den König wegen seiner Korpulenz als feisten englischen Ochsen bezeichnet hatte. Ihrer festen Überzeugung nach war es Holk, der die Scheidewand zwischen dem Könige, seinem Volke und seiner Gemahlin bildete und mehr als das, denn er sei es, der ihn verführe und zu Grunde richte, und solle ihr armer, unglücklicher Gemahl aus seinem beklagenswerten Zustande befreit werden und Friede, Freude und Glück wiederkehren, so sei die Entfernung des gefährlichen Günstlings unumgänglich nötig.

Ebenso war Struensee nicht selten auch Zeuge von dem Unmute des Königs, wie von dem Wunsche des-

selben, sich von allem loszureißen, was ihm zuwider war, und namentlich auch mehr Zuneigung und liebevolles Entgegenkommen bei seiner Gemahlin zu finden. War unter diesen Umständen nun gleich die Lage Struensee's eine eigentümliche und schwierige, da er beiden raten und helfen sollte, so verzweifelte er doch nicht an einem gücklichen Erfolge, und so wie er sich auch hierin gegen den König mit offenem Freimute äußerte, so verhehlte er gleicherweise auch der Königin nicht, was seiner Ansicht nach von ihr zu thun sei. Das einzige Mittel, so erklärte er ihr, ihre freudenlose Lage besser zu gestalten, sei das Bemühen ihrerseits, das volle Vertrauen des Königs zu gewinnen, und dies könne nur geschehen durch Nachgiebigkeit, Zuvorkommenheit, Gefälligkeit und das stete Bemühen, ihm ihren Umgang so angenehm und unentbehrlich als möglich zu machen. Dabei möge sie sich aber doch ja gewöhnen, den Eindrücken, welche man bei ihr rücksichtlich des Königs hervorzubringen suche, so gut sie auch immerhin gemeint sein möchten, kein Gehör zu geben, sondern erst selbst zu prüfen und sorgfältig zu untersuchen. Außerdem bat er sie angelegentlich, ihrem Widerwillen gegen Holk, wenn irgend möglich, zu gebieten und ihm keine Folge auf ihre Handlungsweise zu gestatten, auch wegen seines Einflusses auf den König sich nicht weiter zu ängstigen, denn sei es nur erst gelungen, den letzteren mehr in sich selbst zu befestigen

und ihm Neigung an den Regierungsgeschäften einzuflößen, dann würde Holks Einfluß von selbst wegfallen. Aber auch diesem schien Struensee einige Winke rücksichtlich eines ehrerbietigen und aufmerksameren Betragens gegen die Königin gegeben zu haben, denn er fing von dieser Zeit an, sich derselben gefällig zu machen, wobei er jedoch nicht sehr glücklich war, indem seine Bemühungen größtenteils die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten.

Auf solche und ähnliche Weise bemühte sich Struensee, das gute Vernehmen zwischen den Majestäten wiederherzustellen, und nachdem dasselbe angebahnt worden, schien es auch fortzuwähren, und der Stifter desselben befestigte sich in der Gunst beider von Tag zu Tag mehr. Er erhielt infolge davon im Januar 1770 auf dem Schlosse Christiansburg Wohnung, nahm fleißig an den Winterlustbarkeiten des Hofes, als Komödien, Maskeraden, Bällen, Konzerten, Ritten, Schlittenfahrten u. s. w. teil, und hatte dabei mehr Gelegenheit als je, viel um den König zu sein, der seiner Gemahlin und ihm von dieser Zeit an immer mehr Gehör zu geben und sich nach ihren Wünschen zu bequemen pflegte.

Holk und seine Gesinnungsgenossen hatten dies mit ernstlicher Sorge bemerkt, daß der König seit kurzem zurückhaltender und kälter gegen seine bisherigen Lieblinge geworden sei, und glaubten in einer Reise in seine

deutschen Herzogtümer, die sie ihm vorschlugen, das Mittel gefunden zu haben, die verlorene Gunst wiederzugewinnen. Um den schwachen Monarchen aber für ihre Absichten umzustimmen, wünschten sie die Gegenwart seiner Gemahlin nicht, und boten alles auf, zu verhindern, daß sie die Reise mitmache. Die Zeiten hatten sich jedoch geändert und die Scheidewand die man zwischen ihr und ihrem Gemahle aufgerichtet, war gefallen. Als sie daher ihren Wunsch mitzureisen zu erkennen gab, willigte der König ohne Bedenken ein. Nach einer durch den Tod der Königin-Mutter herbeigeführten kurzen Verzögerung ging die Abreise im Juni wirklich vor sich, und im Gefolge des Königs waren Graf Bernstorf, von Moltke, der Geheime Konferenzrat von der Lühe, der Kammerherr von Bülow, der Konferenzrat Struensee und mehrere andere, im Gefolge der Königin aber die Oberhofmeisterin von der Lühe, der Oberhofmeister Graf von Holstein, das Kammerfräulein von Euben, die zwei Hofdamen, Fräulein von Trolle und von Wedel, u. s. w. So war die Holksche Partei nur schwach vertreten, wogegen die der Königin jetzt stärker als jemals durch die auf Struensee's Verwendung um diese Zeit geschehene Zurückberufung Ennewold Brands und des Grafen von Ranzau Aschberg noch mehr gekräftigt wurde. Am 13. Juni traf der Hof zu Gottorp ein, woselbst die Schwester des Königs,

Prinzessin Louise, nebst ihrem Gemahle, Prinzen Carl, Statthalter der beiden Herzogtümer, seit Jahresfrist wohnten. Der Empfang war äußerst herzlich und der Aufenthalt angenehm, nur nicht für Holk, der Brand unvermutet auf Gottorp anlangen sehen mußte und darüber dergestalt erschrak, daß ihm Brand bemerkte: „Ich glaube, Herr Graf, Sie fürchten sich vor Gespenstern", worauf ihm jener erwiderte: „keineswegs, aber ich mag die wiederkehrenden Geister nicht".

Von Gottorp ging die Reise nach Schloß Travendal, wo man einen längeren Aufenthalt nahm. Auch hier vergnügte man sich auf mannigfache Weise, nur nicht Holk, den der König am Ende selbst so fade und unangenehm gefunden hatte, daß er ihn Ende Juli auf Travendal mit einem Gnadengehalte entließ, und mit ihm auch seine Schwester, Frau von der Lühe, ihre Stelle als Oberhofmeisterin der Königin verlor. Kurz darauf, als der vertrieben gewesene Brand in Holks Stelle als Gesellschafter des Königs eingetreten war, erschien auch Ranzau Aschberg auf Travendal und erlangte als Zeichen der wiederkehrenden Gunst beider Majestäten, daß er dieselben auf Aschberg empfangen durfte, wobei er zur Erheiterung seiner hohen Gäste alles aufbot und Bälle, Maskeraden, Lustfahrten und Jagdpartien, selbst Turniere unter seinen Bauern veranstaltete. Außerdem wurde das königliche Paar noch

vom Prinzen Carl von Braunschweig-Bevern in Rendsburg und von Schimmelmann auf Ahrensburg bewirtet, machte auch einen Ausflug nach Altona und Hamburg, ja, selbst nach Lüneburg, woselbst die Königin eine Zusammenkunft mit ihrer Mutter, der verwitweten Prinzessin von Wales, hatte und traf am 24. August wieder in Friedrichsburg ein.

Bereits acht Tage vorher langte Ranzau Aschberg zum Schrecken nicht nur Bernstorfs und Reventlows, die früher zu seiner Entfernung beigetragen hatten, sondern noch mancher anderer in Kopenhagen an. Denn der (vielleicht nicht ganz unparteiisch gehaltenen) Schilderung des englischen Gesandten gemäß war Ranzau, der einen Teil seiner Erziehung in England erhalten und späterhin in Rußland bei verschiedenen Intriguen, wie bei Peters III. Ermordung gebraucht, aber dafür schlecht belohnt und deshalb mit Haß gegen den Petersburger Hof erfüllt war, ein gefährlicher Mann, und mehr zu fürchten als Feind, als zu achten als Freund. Übereilung und Rachsucht bildeten nach der eben erwähnten Schilderung die hervorstechenden Züge seines Charakters, mit denen er noch große Einbildungskraft, Lebendigkeit und Witz, sowie Fruchtbarkeit an Plänen und Entwürfen verband, durch seine Unbesonnenheit und Indiskretion sich aber auch manche Blößen gab. Sonach schien seine Zurückberufung ein gewagter Schritt zu sein, und ist sicher-

lich lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß ihn Struensee für seinen Freund hielt, er dem russischen Hofe und dem Grafen Bernstorf gleich abgeneigt war und der König an seinem Umgange immer großes Behagen gefunden hatte. Sein Wiedererscheinen öffnete aber dem edlen Bernstorf und anderen die Augen, und er sah jetzt allerdings zu spät ein, wie bedenklich seine Lage geworden sei, und wie unvorsichtig er gehandelt habe, daß er den Winken seiner Freunde zuwider Struensee habe aufkommen lassen. Was früher von ihm zurückgewiesen war, als ihm der russische Gesandte die Unterstützung seines Hofes gegen Struensees Aufkommen angeboten hatte, das erschien ihm jetzt als einziges Rettungsmittel, und auf seine Aufforderung eilte der Gesandte des russischen Hofes ungesäumt nach Kopenhagen. Aber es war zu spät und die Zeiten nicht mehr, wo eine bloße Drohung der russischen Gewalt den dänischen Hof in Furcht und Schrecken setzte und Filosofow wagen durfte, dem schwachen Christian, der einem ihm mißliebigen Manne eine ansehnliche Stelle in seinem Militär zugedacht hatte, zu schreiben: „Ich habe von meinem Hofe den Befehl, eher den Ihrigen zu verlassen und alle Gemeinschaft mit ihm aufzuheben, als zu erlauben, daß dieser Mann an Ihrem Hofe bleibe.“ Diesmal ward Filosofow nicht einmal vorgelassen und nun konnte sich Bernstorf nicht mehr verbergen, daß ihm

das Vertrauen seines Königs bald völlig entzogen sein würde, und dachte alles Ernstes daran, ob er den Schlag der ihm drohe, ruhig erwarten oder ihm zuvorkommen solle. Er wählte das Erstere, und nicht gar lange darnach, als er gerade in Staatsangelegenheiten beschäftigt war, erhielt er denn auch wirklich das Schreiben des Königs, worin ihm seine Entlassung angekündigt wurde. Seine erste Empfindung war, wie es nicht anders sein konnte, eine schmerzliche, aber sich sogleich wieder ermannend, sprach er zu seinem gegenwärtigen Diener, dem einzigen Zeugen dieses peinlichen Augenblicks: „Ich bin meines Amtes entsetzt", und indem er den nassen Blick gen Himmel schlug, rief er aus: „Allmächtiger, segne dies Land und seinen König!"

Rasch folgten auf die bereits geschehenen Entlassungen noch andere neue, wie die des älteren Grafen Holk, des jungen Grafen von Bernstorf und der Herren Thott und von Rosenkranz, und es ist begreiflich, daß es in den Berichten aus jener Zeit heißt: „Alles befindet sich hier in einem Zustande von Anarchie. Der König ist von Personen umgeben und beraten, welche äußerst ungeliebt sind und allgemein verabscheut werden. Es ist im Lande kaum eine einzige Familie oder Person von Rang, Eigentum oder Einfluß, welche nicht verletzt, gekränkt oder verstimmt wäre, deshalb ist zu fürchten, daß alle diese nur auf eine Gelegenheit warten, ihre Abneigung

zu offenbaren." „Mit solchen Ratgebern," fährt dann der englische Gesandte fort, „wie gefährlich muß da nicht die Lage einer Person (der Königin) sein, deren unerfahrenes und argloses Gemüt nur nach eigenen Gefühlen urteilt und die Annahme verwirft, daß es überhaupt schlechte und niedrige Charaktere gebe", und indem er tiefer in die Verhältnisse blickt und darauf hinweist, daß die Königin jetzt im Besitze der unbeschränktesten Macht und frei von jeder denkbaren Kontrolle sei, riet er seinem Hofe, man möge der jungen Fürstin von England aus eine richtige Einsicht über die wahre Lage der Dinge beibringen, sie dabei auch über die Wichtigkeit eines näheren Bündnisses mit anderen Staaten aufzuklären suchen. Über Struensee aber, von dem er sagt, daß er im Besitze eines unbeschränkten Vertrauens der Königin sei und in jedem Zweige der Verwaltung eine fast diktatorische Gewalt habe, spricht er sich folgenderweise aus: „Sein Genius, obgleich thätig, unternehmend und umfassend, scheint mangelhaft in Beziehung auf Urteilskraft und Entschlossenheit. Sein Temperament ist stolz, argwöhnisch und ohne Gefühl. Beim Erwerben der Gewalt zeigte er List und Gewandtheit; seine Unterscheidungsgabe und Festigkeit bei Anwendung derselben sind aber hinter der Erwartung selbst derjenigen zurückgeblieben, die am wenigsten vorteilhaft von ihm dachten. Seine Moral gründet sich auf den einzigen Satz: daß die Pflichten des Menschen

(gleichwie er selbst) mit diesem Leben endigen. Die Schwäche, einen so gefährlichen Lehrsatz offen auszusprechen, findet denn auch ihr volles Gegenstück in der Rücksichtslosigkeit, mit welcher er gegen die verfährt, welche alle nur möglichen Verpflichtungen auf ihn gehäuft haben. Es ist fast unnötig hinzuzufügen, daß er im Glücke anmaßend und in Gefahren furchtsam ist. Das Volk, das seine früheren Lasten schwer fühlte, nahm jede seiner Maßregeln, welche den Schein einer Erleichterung an sich trugen, mit trunkenem Beifalle auf, seitdem es aber einsieht, daß dieser böswillige Gleichmacher nur sich erheben will, so kehrt sich die öffentliche Meinung wider ihn und das Geschrei der Verletzten wird täglich lauter."

Mitten unter diesen bedenklichen Umständen fühlte sich Caroline Mathilde jedoch zufriedener als je. Sie hatte entschieden gesiegt, der König war ihr gänzlich hingegeben, Struensee, Ranzau, Brand und einige andere schienen nur ihren Wünschen und Absichten zu leben, während dem sie, ohne es in ihrer Arglosigkeit zu ahnen, doch nichts, als nur ein Werkzeug in den Händen jener, besonders Struensees war. Was Wunder also, daß sie sich dem Gefühle ihrer vermeintlichen Triumphe überließ, und nachdem sie früherhin so vieles Trübe und Schwere hatte erdulden müssen, nun meinte, sich für die mancherlei ihr widerfahrenen Demütigungen und Herabsetzungen

entschädigen zu können, ohne dabei zu gedenken, daß sie mit dem lebhaften Bewußtsein ihrer Würde und mit dem ihr innewohnenden sittlichen Ernste die nötige Vorsicht verbinden müsse, an der sie es häufig fehlen ließ und sich in ihrer Unbedachtsamkeit manche Blößen gab. So entzückte sie durch ihre Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit bei Gelegenheiten, wie z. B. beim Vogelschießen der kopenhagener Schützengilde, dem sie mit ihrem Gemahle im September 1770 auf einige Stunden beiwohnte, alles, und als sie, was vorher außer von der Gemahlin Christians V., Charlotte Amalie, von keiner Königin geschehen, gleichwie ihr Gemahl selbst einen Schuß nach dem Vogel that, den sie dann auch begreiflicher Weise treffen mußte, so brach man in einen allgemeinen Jubel aus. Nichtsdestoweniger aber fiel es gerade bei dieser Gelegenheit merklich auf, daß sie, wenn auch dem Könige zu Liebe, in Mannestracht und zu Pferde erschien, ohne sich dabei eines Damensattels zu bedienen. So vertraute sie sich mit größter Rückhaltslosigkeit ihrer Hofdame dem Fräulein von Euben an, und offenbarte derselben ihre geheimsten Gedanken und Wünsche, ohne es auch nur für möglich zu halten, daß diese, die durch so viel Herablassung und Huld gerührt, ihr eine unverbrüchliche Treue gelobte, sich jemals ihres edlen Vertrauens unwert zeigen würde. So litt sie es, daß sich ein Gesellschaftskreis um sie sammelte, dem nicht nur die Geheim-

rätin von Schimmelmann, die Generallieutenantin von Gähler, die Gräfin von Holstein und die Konferenzrätin Fabritius, sondern auch andere angehörten, die sich eines minder guten Rufes, als die Ebengenannten erfreuten. So ließ sie es in ihrer Arglosigkeit geschehen, daß sich die Achtung und Dankbarkeit gegen Struensee, ihren Ratgeber und Erzieher ihres Sohnes, den er in mehrfachen Krankheitsfällen gerettet, zu einem Gefühle tiefer, inniger Zuneigung steigerte, und sie, ein anderes als sein wirkliches Bild in ihrem Herzen tragend, sich an das bessere Selbst von ihm hingab, und sie ahnte dabei nicht wie die Gunst, die sie ihm widerfahren ließ, selbst in ihrer nächsten Umgebung ganz anders gedeutet wurde und man sich manches Wort „vom Liebhaber der Königin" u. s. w. zuzischelte. So ließ sie es zu, daß ihr bei ihrer im Juni des darauf folgenden Jahres geschehenen Entbindung von einer Prinzessin der königliche Leibarzt von Berger unter Assistenz Struensees seinen ärztlichen Beistand angedeihen ließ, und dachte nicht im geringsten daran, daß dies den mutwilligen Anmerkungen und Redensarten, mit denen man sich schon länger unterhielt, neue Nahrung geben und mit nicht wenig verstärkten Farben aufgetragen, alsbald nach Friedrichsburg berichtet wurde, wo, wie sie doch wußte, Hinterlist und Tücke lauerten und ihre verderbenschwangeren Pläne im Finstern schmiedeten, um sie sobald als möglich herabzuziehen und zu stürzen.

In dieser Zeit verschlimmerte es sich mit dem Zustande des armen Königs zusehends, was er noch an einiger Regsamkeit und Teilnahme gehabt, machte einer beklagenswerten Gleichgültigkeit, Erschlaffung und Niedergeschlagenheit des Geistes Platz, und wer die bleiche Leidensgestalt, die in sich selbst versunken und zusammengebrochen war, so sah, konnte sich unmöglich des Mitleidens erwehren. War er nun gleich nicht, wie die Parteisucht verbreitete, an die Zimmer seines Schlosses wie der Galeerensklave an die Ruderbank geschmiedet, so verbrachte er doch die meiste Zeit des Tages in einem an Stumpf- und Blödsinn grenzenden Zustande im Innern seines Palastes meistenteils in der Gesellschaft Brands und einiger wenigen andern, welchen die Pflicht oblag, mit ihm Kurzweil zu treiben und ihn mit faden, kindischen Spielereien zu unterhalten. Dabei konnte, wer um ihn war, ihn durch Schmeichelei, Drohung oder Zwang leiten, wie er wollte, und ihn dahin bringen, daß er ausschließlich das redete und schrieb, was man ihm vorgesagt und vorgeschrieben hatte, was dies auch immerhin sein mochte. Und das hatte nach dem im ganzen Umfange des dänischen Reiches geltenden sogenannten Königsgesetze von 1665 eine solche Autorität, daß ein jeder solcher Befehl, unter welchem der bloße Namenszug des Königs stand, sofort die Gesetzeskraft beschritt.

Bei so bewandten Umständen kann denn es kaum befremden, daß es Struensee, dessen Kabinettsregierung zwar schon Ende des Jahres 1769 beginnt, aber eigentlich erst in den Septembermonat 1770 zu setzen ist, vom Glücke geblendet, das ihn zu schwindelnder Höhe emporgetragen, eine Bahn betrat, auf welcher ihn vorzugsweise Eitelkeit, Anmaßung und Ehrgeiz leiteten, und auf der er es zur diktatorischen Allgewalt brachte.

Nachdem er bis zur Mitte des Jahres 1771 auf der betretenen Bahn fortgeschritten war und als unumschränkter Diktator der ganzen Maschine des dänischen Staates eine neue Richtung gegeben hatte, brachte er, der scheinbar die Rolle eines demokratischen Reformators gespielt und „dem armen Volke seinen Unterdrückern gegenüber zu Glück und Freiheit zu helfen“ versucht, es dahin, daß ihm, seinem unbegrenzten Ehrgeize zu Liebe, nicht bloß der Titel eines Geheimen Kabinetts-Ministers erteilt, sondern er auch, ungeachtet er den Adel so oft verletzt hatte und schonungslos gegen denselben verfahren war, samt seinem Freunde Brand geadelt und in den Grafenstand erhoben wurde. „Es hat den Anschein gewonnen, als habe sich der Genius des ersten Ministers durch seine hastigen Schritte, den Gipfel der Macht zu erreichen, „erschöpft“, so spricht sich ein Berichterstatter aus jener Zeit aus und fügt nicht nur hinzu daß das Volk, gegen ihn im höchsten Grade aufgebracht, seinem

Namen geflucht und seine Gewalt verhöhnt habe, sondern erwähnt auch, daß ein Papier an den öffentlichen Plätzen der Stadt Kopenhagen gefunden sei, welches einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe. Außerdem bemerkt er noch, daß nicht wenige gebraucht worden seien, die Flammen unter den niederen Ständen anzublasen und daß, wenn das Volk aus seiner ruhigen und phlegmatischen Natur wirklich soweit aufgereizt werden sollte, gegen die am meisten gehaßten Grafen Struensee und Brand seinen Groll auszulassen, so werde die Rache des dänischen Pöbels grausam und blutig sein.

So war es zum Äußersten gekommen, und das Heerlager seiner Feinde, unter denen so viele waren, welche er nur als Fahne gebraucht, die, nachdem sie ihm zum Siege verholfen, von ihm wieder zusammengefaltet und bei Seite gelegt war, oder denen er Amt und Ehre genommen oder in ihren sonstigen Interessen gekränkt hatte, war um ein Bedeutendes vermehrt, seitdem er nicht bloß alle Macht an sich gerissen, sondern der Nation zugleich auch das Geheimnis der königlichen Ohnmacht unverhüllt aufgedeckt hatte. Ungeachtet es aber um ihn her so bedenklich gärte und wogte, schien er mit Blindheit geschlagen zu sein und die mancherlei Winke, die er von mehreren Seiten erhielt, ja, selbst die wohlmeinenden Mahnungen eines von Osten, Falkenskiöld, Brand und anderer, wie des englischen Gesandten und

sogar der Königin, gingen, weil er sie nicht beachtete, für ihn verloren. Mehr als je hätte er gerade jetzt seine ganze Seelenstärke und Besonnenheit nötig gehabt, und diese schien ihn aber zu dieser Zeit zu verlassen, und er wurde von Tage zu Tage unentschlossener und furchtsamer. Es schien, als arbeite der Unglückliche in seiner Verblendung von Tag zu Tag mehr an seinem eigenen Untergange und rufe seine Feinde zu seinem Sturze heran. Den letzten Stoß gab er seinem Ansehen und Einflusse am 24. Dezember des genannten Jahres, wo sein unglücklicher Einfall, die königliche Leibwache zu entwaffnen, zur Ausführung kam. An diesem Tage wurden die fünf Kompagnien dieses ansehnlichen und größtenteils aus Norwegern bestehenden Corps versammelt und ein Offizier kündigte ihnen den Befehl an, wodurch sie nicht etwa verabschiedet, sondern mit Verlust ihres Ranges andern Regimentern einverleibt werden sollten. Ein drohendes Murren, das die gesamten Glieder durchlief, war die Antwort hierauf, und wutentbrannt forderten alle ohne Ausnahme entweder ihren völligen Abschied, oder die Formierung eines neuen Corps. Die Offiziere suchten sie zu beschwichtigen und stellten ihnen in aller Güte die Notwendigkeit vor, sich dem königlichen Befehle zu fügen, ihr Zureden erregte jedoch nur Erbitterung; mit Ungestüm erneuten sie ihr Begehren, die Offiziere wurden ernsthafter, sie entschiedener, jene

drohten, sie rasten und traten, da sie nichts mehr halten konnte, mit furchtbarem Geschrei auseinander. Als nun hierauf die benachbarten Wachen eilends herbeigerufen wurden, da kannte ihre Wut keine Schranken mehr, mit entblößten Säbeln gingen sie den Pikets entgegen, fielen sie mit schrecklicher Erbitterung an, warfen sie über den Haufen und von allen Seiten flossen Ströme von Blut. Der Lärm und Schrecken wurde allgemein, und als die ganze Besatzung unter Waffen trat, erneuerte sich der Kampf noch drohender als zuvor und zog sich durch alle Teile der Stadt. Einige der Meuterer wurden gefangen, eine bei weitem größere Zahl aber sammelte sich und stürmte dem königlichen Schlosse zu. Der Hof war über allen Ausdruck bestürzt und sah ein, daß nichts als Nachgiebigkeit die Ruhe wieder herstellen könne. Demgemäß setzte Struensee in aller Eile ein Dekret auf, wodurch ihnen der König alles, was sie begehrten versprach. Das Volk tobte noch einige Stunden fort, gegen Abend ward es jedoch ruhiger, und die Nacht, sowie der darauf folgende Tag verliefen ohne weitere Störung.

Obgleich Struensee den Boden unter seinen Füßen sinken fühlen mußte und manche Stimmen ihm ernstlich rieten, sich durch die Flucht zu retten, so ging der eben so ehrgeizige als verblendete Mann doch nicht, sondern blieb und dies gewiß nicht aus Sorgfalt für die Königin, der er bald hernach hinlänglich bewies, daß sein Egoismus

größer sei, als jede andere Rücksicht. Wohl wird uns nämlich erzählt, daß sie ihn dringend gebeten habe, sie und den König in dieser bedenklichen Zeit nicht zu verlassen, und die, welche gewohnt sind, ein sträfliches Verhältnis zwischen ihr und Struensee anzunehmen, leiten auch diesen Wunsch von etwas ganz anderem ab, als von dem sorglichen Gefühle der Rat- und Hülflosigkeit einer bedauernswerten Königin, deren Gemahl so wenig Halt, als deren Jugend und Unerfahrenheit ihr Schutz bot, die aber eine Stütze an Struensee gehabt hatte.

Während dem aber fort und fort durch alle Stände eine dumpfe Gärung ging, sich jedoch immer noch niemand zeigte, der fähig und kräftig genug zu sein schien, dieselbe zu benutzen, kam der zündende Schlag daher, wo man ihn nicht vermutet hatte, nämlich von oben und durchs Militär ausgeführt. Nicht als wenn die Abneigung und der Widerwille der Königin-Witwe, insonderheit gegen den Günstling und seine hohe Freundin, sowie ihr schlecht verhehlter Unmut, bislang ohne Ansehen und Einfluß geblieben zu sein, nicht offenkundig gewesen wäre, im Gegenteil war es allbekannt, daß wer unter der neuen Regierung zurückgesetzt und in seinen Interessen gekränkt war, oder über die regierende Königin Nachteiliges zu berichten hatte, oder sich dazu hergab, die in Friedrichsburg geschmiedeten Pfeile böswilliger Verleumdung weiter zu verbreiten, daselbst stets gern gesehen

wurde. Und in der jüngsten Zeit hätte sich die Zahl der durch Struensee Beeinträchtigten oder sonst Unzufriedenen, die unter dem Schutze der Verborgenheit fleißig nach Friedrichsburg wanderten, allerdings um ein Bedeutendes vermehrt; man hielt die Königin Juliane aber ungeachtet ihres giftigen Neides und ihrer finstern Rache für ebenso furchtsam und wenig unternehmend, als man ihren Liebling Friedrich als feige, unentschlossen und übermäßig stolz, sowie seinen Hof-, Schreib- und Schatzmeister Guldberg, der vormals durch die theologischen Hörsäle gelaufen, sich aber wenig geistlichen und christlichen Sinn angeeignet hatte, als schleichend, frömmelnd und geistig unbedeutend kannte. So wären die Rachepläne Julianens wohl kaum zur Ausführung gekommen, hätte sich nicht grade um diese Zeit ein Anhänger gefunden, der ihren Absichten Zusammenhang und Leben zu geben vermochte, und sich ihr ganz zu ihrem Dienste anbot. Dieser Mann war der Oberst Köller, dessen Regiment sich unter der Besatzung von Kopenhagen befand, und um einer Beleidigung willen, die Struensee seinem einzigen Freunde zugefügt, demselben unversöhnlichen Haß geschworen hatte.

So geheim Juliane Marie indes auch zu Werke ging, so konnte sie den diplomatischen Scharfblick des englischen Gesandten Keith, des französischen von Blosset und des schwedischen Sprengporten doch nicht auf die

Dauer täuschen, und namentlich war es der letztere, dem Ranzau Aschberg nahe stand, und gegen welchen dieser in der letzten Zeit manches auffallende Wort hatte fallen lassen, das jenen veranlaßte, ihm als Freund vorzustellen, wie aus gewaltsamen Umstürzen neue Drangsale und Nöte zu erstehen pflegten, und wie großen Nutzen man daraus ziehen könne, wenn man die, von denen alles abhinge, nicht durch Erbitterung, sondern durch Liebe, nicht durch Drohungen, sondern durch Ermahnungen auf bessere Wege zu bringen suche, ja, er ging noch weiter und drang in Ranzau, daß er sich nicht durch die Lockungen von Schmeichlern berücken und in die Hände neuer Feinde liefern lassen möge. Durch solche und ähnliche Vorstellungen wurde Ranzau auch wirklich anderen Sinnes, und wenngleich er an einem günstigen Erfolge zweifelte, so gewann er es doch über sich, Struensee einige Tage nach dem neuen Jahre einen Besuch abzustatten und stellte ihm bei dieser Gelegenheit seine bedenkliche Lage vor, warnte ihn auch mit aller Wärme. Sei es aber, daß ihm Struensee nicht traute oder seine dunkle Stunde hatte, genug er lächelte und dankte kalt. Ranzau dagegen schied aufgebracht und verletzt von ihm und beschloß, sich nun sofort der Partei der Königin-Witwe unzertrennlich anzuschließen. Bei Gelegenheit einer von ihr begehrten Unterredung ward sie von der mit ihm vorgegangenen Veränderung sehr angenehm überrascht, indem sie ihn

jetzt gänzlich bereit fand, ihre Befehle zu vollziehen und die wesentlichsten Anstalten zur Verschwörung auf sich zu nehmen, und beschloß, ihren Plan ohne Verzug auszuführen, zumal sich von dem kleinmütigen Charakter ihres Sohnes, dem leidenschaftlichen Eifer Köllers und dem Wankelmute Ranzaus selbst auf die Dauer nicht viel erwarten ließ. Doch bedurfte sie noch eines andern Mithelfers, und da die bekannten Chefs der Truppen ihre Stellen größtenteils Struensee zu verdanken hatten, so wählte sie einen bis dahin ziemlich unbekannten Mann, den Oberst Eichstedt, der sich durch den ihm gewordenen Antrag höchst geschmeichelt fühlte, und da er die Dragoner der Besatzung unter seinem Befehle hatte, dem ganzen Unternehmen nicht wenig förderlich sein konnte.

Hierauf wurde der 17. Januar 1772 zur Ausführung des Vorhabens bestimmt. Ein Ball, der am Abend vorher bei Hofe gegeben werden sollte, erleichterte die Anschläge, die man wider die regierende Königin und ihre Freunde gefaßt hatte, wesentlich und auch der Umstand, daß das Regiment des Obristen Köller gerade in dieser Nacht die Wache im Schlosse hatte, war der Unternehmung von Nutzen. Der Ball fand denn auch wirklich an dem bestimmten Abend statt, und an ihm bewegte sich in den Sälen der Christiansburg wahrer und falscher Ruhm, Verdienst und Kriecherei, Biederkeit und Scheinheiligkeit, bei dem allen großer Glanz im

bunten Gemisch nebeneinander. Juliane Marie mit ihrer Rache und ihrem Verrat im Herzen sah man mit dem süßesten Lächeln, das ihrem sonst starren Antlitze zu Gebote stand, eintreten und die junge Königin mit der scheinbarsten Herzlichkeit begrüßen, ja, als in diesem Augenblick das Orchester anhub und Struensee beim Beginn des Tanzes mit der ganzen Feinheit eines Hofmannes seine Todfeindin um die Ehre bat, eine Allemande mit ihm zu tanzen, so gewährte sie ihm diese Gunst ohne Bedenken, und wer die Aufmerksamkeiten wahrnahm, in denen man sich gegenseitig erschöpfte, konnte unmöglich ahnen, daß sich schon nach wenigen Stunden so viel Grauenhaftes begeben würde. So flogen die Stunden in reißender Schnelle vorüber, und Caroline Mathilde tanzte zum Schluß noch mit dem Prinzen Friedrich, demselben Verfolger, der ihr nach wenig Stunden Glanz und Macht aus den Händen winden und sie aus Würde und Herrlichkeit in Schmach und in's Gefängnis verstoßen half.

Der Ball war um 1 Uhr zu Ende und jedermann eilte zur Ruhe, da erschien um 3 Uhr Obrist Köller und führte die Offiziere, die auf Wache waren, in das Wachthaus des königlichen Schlosses. Hier erklärte er ihnen kurz und entschieden, der König habe ihm geboten, die Königin Mathilde und ihre Anhänger zu verhaften, und befahl ihnen, ihm zur Königin-Witwe zu folgen. Inzwischen hatte der Obrist Eichstedt durch seine Dragoner

das Schloß umstellt und ihnen den gemessenen Befehl gegeben, niemand wer es auch sei, den Ein- oder Austritt zu gestatten und lediglich die Gefangenen in Gewahrsam zu nehmen. Hierauf begab sich Köller mit seinem Gefolge zur verwitweten Königin, wo sie den Prinzen Friedrich, Ranzau und Guldberg, welcher letztere den Leuchter trug, fanden und sich mit diesen nach dem Schlafgemache des Königs begaben. Sie finden die Thür verschlossen, und da keiner von den Schlüsseln, mit denen man sich versehen, öffnen will, so steigt Ranzau zu dem Bette des den Dienst habenden Kammerdieners und befiehlt ihm in gebrochenen Worten, auf der Stelle zum Könige zu kommen. Der Diener springt auf und wundert sich nicht wenig, die Königin Juliane und den Prinzen Friedrich im Vorgemache zu sehen. Die Gegenwart dieser hohen Personen, die mit seinem Herrn nie in einem besonders freundlichen Vernehmen gestanden hatten, die ungewohnte Stunde, die Verwirrung, die er an ihnen wahrnimmt, alles kam ihm verdächtig vor, er weigert sich, die Thür zu öffnen, und Königin Juliane sowohl, als auch Prinz Friedrich, Ranzau und der Lichthalter Guldberg, der den Leuchter fallen läßt, zittern vor Schrecken und getrauen sich nicht, dem Kammerdiener den Schlüssel mit Gewalt zu entreißen. Da sucht man durch Schrecken auf ihn zu wirken. „Das Volk habe sich empört, die Rebellen wollten ins Schloß

dringen, die Wachen könnten ihrer Wut nicht mehr wiederstehen, und das Leben des Königs sei in Gefahr", schreit man ihm zu und dies bewegt den treuen Diener. Darauf reißt man die Vorhänge des Bettes des Königs mit Ungestüm auf und ruft dem in jähem Schrecken Aufgewachten zu, „das Volk habe sich empört und zum Sturze seiner Gemahlin und Struensees verschworen, es schreie nach Gerechtigkeit und sei nur dadurch zu versöhnen, daß man sein Verlangen befriedige. „Welches Unglück! ratet mir, was soll ich thun?" ruft der Unglückliche dem Ranzau rasch entgegen: „Diese Befehle unterzeichnen, dann ist mein König samt seinem Hause und Volke gerettet." Sofort werden ihm die bereit gehaltenen Papiere vorgelegt, und Juliane Marie reicht ihm, der an das mechanische Niederschreiben seines Namenszuges längst gewöhnt ist, mit höchsteigener Hand die unselige Feder, aus welcher das Verderben über die Schlachtopfer ihrer Rache fließen soll. Schon hat er einige Unterschriften gethan, als ihm der Name Mathilde auf dem einen Blatte auffällt, und so gleichgültig er auch sonst gegen sie gewesen sein mochte, so scheint es doch, als wenn ihm bei diesem Namen die Besinnung wiederkehren wolle, und er wirft die Feder mit Heftigkeit von sich. Hierdurch sah sich Ranzau gedrungen, von neuem die schreckhaftesten Bilder zu entwerfen. „Schon ist das Volk vor dem Schlosse, Feuer und Schwert in

seinen Händen, sogleich steht die Christiansburg in Flammen und der König ist das erste Opfer seiner rasenden Wut!" Diesen neuen Angriff hält der arme Monarch nicht aus, die Angst überwältigt ihn und unter einem Strome von Thränen unterschreibt er mit zitternder Hand, was man ihm vorlegt und Ranzau fliegt davon, die Vollziehung der unterschriebenen Befehle zu befördern.

Unterdessen hat sich Köller zu Struensee begeben, ohne die Ausfertigung des Befehls zu seiner Verhaftung abzuwarten. Durch den lärmenden Eintritt des Obristen munter geworden, fragte ihn Struensee, in wessen Namen er zu einer so ungewöhnlichen Stunde zu ihm komme? „Sie werden es schon sehen, stehen Sie nur auf", erwiderte er ihm grimmig, und indem er ihn beim Halse ergreift, schüttelt er ihn so lange, bis er ihn ganz außer Fassung gebracht hat. Der schwache Struensee verliert hierauf allen Mut, fügt sich der Gewalt und läßt sich ohne allen Widerstand in das für ihn und seine Freunde bereit gehaltene Gefängnis schleppen. Hätte der Unglückliche mehr Mut gehabt, Köllers Begleiter in sein Zimmer genötigt und hier in deren Gegenwart die Vorzeigung des königlichen Befehls gefordert, so hätte Köller einen ungleich schweren Stand gehabt und wäre vielleicht das Opfer seiner eigenen Tollkühnheit geworden, aber so hatte er leichtes Spiel. Brand, der gleichfalls auf dem

Schlosse wohnte, und zu dem sich Eichstedt begab, setzte sich, als man die Thür seines Gemaches mit Eisen erbrochen hatte, zur Wehr, unterlag aber auch der Gewalt und wurde gleichfalls sofort ins Gefängnis abgeliefert. Der ältere Bruder Struensees, der General Göhler und seine Gemahlin, der Obrist Falkenskiöld, Stadtkommandant Gude, Baron von Bülow und einige andere Bekannte Struensees wurden dagegen in der Stille verhaftet und in verschiedene Gefängnisse gebracht.

Noch blieb aber der schwierigste dieser unglücklichen Befehle zu vollziehen, und es gab sich Ranzau Aschberg dazu her, indem er mit dem Obristen Eichstedt und einigen Offizieren in die Vorzimmer der Königin drang. Sie hörte das Geräusch und rief ihre Kammerfrauen, kaum aber hatte sie die Blässe des Schreckens auf ihren Gesichtern und ihr Verstummen wahrgenommen, als sie ihrem Lager enteilte und auf ihr wiederholtes Fragen nach der Ursache ihrer Unruhe vernahm, daß Graf Ranzau mit einigen Offizieren in ihrem Vorzimmer sei und im Namen des Königs Einlaß verlange. Da sie den Namen Ranzau hörte, wollte sie nicht öffnen lassen und ließ dies nur zu, als er seine Drohung, die Thür aufhauen zu lassen, ins Werk zu setzen versuchte. Halb angekleidet ging sie hierauf den Offizieren unerschrocken entgegen. Da trat ihr Ranzau entgegen und reichte ihr das königliche Papier, das sie kaum gelesen, als sie aus-

rief: „Ich habe nichts gethan; aber in dieser Handlung erkenne ich die Verräter und den König, zu dem ich mich sofort begeben werde.“ Da trat ihr Ranzau in den Weg, erklärte ihr, daß sein Auftrag keinen Aufschub erleide, und verwandelte seine Vorstellungen in so ungeziemende Drohungen, daß sie hierüber entrüstet ihn einen Elenden nannte und hinzufügte, ob ein Diener seiner Monarchin gegenüber aus solchem Tone reden dürfe. Aufgebracht hierüber, wirft Ranzau einen bedeutsamen Blick auf einen der Offiziere und es folgt ein Auftritt, der selbst in einem orientalischen Serail, wo der Scherge einer fremden Willkür doch nur die schnell tötende Schnur bereit hält, nicht greller vorkommen kann, denn jener Offizier tritt trotzig und verwegen heran und legt Hand an, um die Königin zu ergreifen, die sich seinen rohen Händen entreißt und aus allen Kräften um Hülfe schreit, ohne daß auch nur ein einziger herankommt oder ein Wort zu ihren Gunsten spricht. Ganz allein ringt die wehrlose Fürstin mit der Kraft der Verzweiflung mit den bewaffneten Männern, und als es ihr auf einen Augenblick gelungen, sich loszumachen, eilt sie nach dem Fenster und will sich aus demselben hinabstürzen. Ein Offizier, den sie zu Boden wirft, ergreift sie jedoch und mit gleicher Stärke kämpft sie mit dem zweiten, bis die Unglückliche erschöpft, atemlos und halb ohnmächtig von einem anderen aufgefangen wird. Als sie sich hierauf

ein wenig erholt, nötigt man sie, sich in einem Nebenzimmer anzukleiden und Ranzau, der sie auch da noch mit beleidigenden Worten verfolgt haben soll, führt sie dann zu dem Wagen, der sie nach der Festung Kronenburg führen soll und in welchem nach ihr, nebst einer niederen Dienerin, zwei Offiziere geringen Grades, mit gezogenem Degen in der Hand, Platz nehmen. Dreißig Dragoner umringen den Wagen der Königin, um ihn zu eskortieren und diesem folgt ein zweiter, worin sich die kleine Prinzessin Luise mit ihrer Amme, nebst zwei Mathilde höchst mißliebigen Personen aus ihrem Hofstaate befinden. Die Königin blieb vom Schmerze gebeugt im tiefsten Stillschweigen, bis sie der Anblick des Schlosses Kronenburg und die mit Eisengittern versehenen Fenster ihres Gemaches im untersten Stock aus ihrer Betäubung rissen. Vor ihrem Gemache sanken ihre Kniee zusammen, so daß man sie in ihr Schlafzimmer tragen mußte. Als sie hier ein Bett erblickte, schrie sie: „Weg, weg, es giebt keine Ruhe für die Unglücklichen, keine auch für mich.“ Doch als man sie in den Lehnstuhl gesetzt, fand sie Thränen und rief betend aus: „Dank, Dank, der Trost kommt von Dir, Dich allein können mir meine Feinde nicht rauben!“ Kaum aber, daß sie diese Worte gesprochen, da vernimmt sie die wohlbekannte Stimme ihrer kleinen Tochter und fliegt zu ihr, indem sie dieselbe mit den Worten: „Auch Du hier, unschuldiges,

liebes Geschöpf, so ist Deine arme Mutter doch nicht ganz unglücklich," an ihr übervolles Herz preßt.

Alles Weitere ist bekannt. Graf von Struensee wurde mit seinem Freunde Graf Enevold Brand am 28. April hingerichtet. Um die Schuld der Königin zu erweisen, hielt man sich an die „widersprechenden Angaben lügenhafter Hofdamen, welche Staub in die Vorzimmer der Königin gestreut und kleine Papierstückchen auf die Thürschlösser gelegt haben wollten, und an die regen Erzählungen unzüchtiger Kammerfrauen, deren schlüpfrige Phantasie jedes Zeichen begierig verschlang, welches Männerfußtapfen ihrem lüsternen Auge hätte bieten können, aber nicht bot". So sagt der Biograph der unglücklichen Königin, Heimburger, Archidiakonus in Celle, dessen Buche wir die obigen Notizen entnommen haben. Nach der Festung Kronenburg gebracht, von ihrem Gemahl geschieden, wurde der Königin Celle zum Aufenthalt angewiesen, wo sie am 10. Mai 1775 starb. Sie schrieb aus der Verbannung am Tage ihres Todes an ihren Bruder Georg III. von England.

„Sire, in der feierlichen Todesstunde wende ich mich an Sie, meinen königlichen Bruder, um Ihnen die Gefühle meiner Dankbarkeit wegen der Freundlichkeit auszusprechen, welche Sie mir während meines Lebens und namentlich während meiner langen Unglückszeit bewiesen haben. Ich sterbe gern; denn nichts bindet mich an

diese Welt, weder meine Jugend (die Königin war damals erst 23 Jahre alt), noch die Freuden, welche früher oder später mein Teil sein könnten. Kann außerdem das Leben irgend einen Reiz für eine Frau haben, die von allen denen, die sie liebt, ihrem Gemahl, ihren Kindern, ihren Brüdern und Schwestern entfernt ist? Ich, eine Königin und der Sproß eines königlichen Stammes, habe das elendeste Leben geführt und gebe der Welt ein neues Beispiel, daß Krone und Scepter ihre Träger vor dem schwersten Unglücke nicht schützen können. Ich erkläre, daß ich unschuldig bin und diese Erklärung schreibe ich mit zitternder, in kaltem Todesschweiße gebadeter Hand. Ich bin unschuldig. Gott, den ich anrufe, der mich erschuf und bald über mich richten wird, ist Zeuge meiner Unschuld. Ich flehe ihn demütig an, er wolle nach meinem Tode die Welt überzeugen, daß ich niemals irgend eine der furchtbaren Beschuldigungen verdiente, womit meine feigen Feinde meinen Charakter anzuschwärzen, meinen Ruf zu brandmarken und meine königliche Würde mit Füßen zu treten suchten. Sire, glauben Sie Ihrer sterbenden Schwester, einer Königin und, was mehr ist, einer Christine, welche mit Furcht und Schaudern ihre Augen zur andern Welt erheben würde, wenn ihr letztes Bekenntnis eine Unwahrheit wäre. Seien Sie überzeugt, ich sterbe mit Freuden; denn die Unglücklichen betrachten den Tod als

einen Segen. Was mir aber schmerzlicher ist als der Todeskampf, ist, daß keine der Personen, die ich liebe, an meinem Sterbebette steht, um mir das letzte Lebewohl zu sagen, mich mit dem Blicke des Mitleids zu trösten und meine Augen zu schließen. Ich bin jedoch nicht allein. Gott, der einzige Zeuge meiner Unschuld, sieht mich in diesem Augenblicke auf meinem einsamen Lager liegen, ein Raub des quälendsten Todeskampfes. Mein Schutzengel wacht über mir; er wird mich bald dorthin führen, wo ich in Ruhe für meine Lieben und selbst für meinen Henker beten kann. Leben Sie wohl, königlicher Bruder; möge der Himmel Sie mit seinen Segnungen überschütten, wie meinen Gatten, meine Kinder, England, Dänemark und die ganze Welt. Ich flehe Sie um die Erlaubnis an, daß mein Körper im Begräbnis meiner Vorfahren beigesetzt werde; und nun empfangen Sie das letzte Lebewohl Ihrer unglücklichen Schwester

Caroline Mathilde.

Celle, den 10. Mai 1775.“

Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart.

Elisabeth, Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, verlebte die ersten Kinderjahre im vollen Glanz einer Königstochter; die Tochter der Katharina von Aragon, nachmals die blutige Maria, mußte ihrer Stiefschwester dienen. Aber schon 1536 wurde Elisabeth in Folge der Annullierung der Ehe ihrer Mutter und deren Hinrichtung wegen angeblichen Ehebruchs, durch einen Willkürakt des despotischen Vaters zum Bastard gestempelt und verlebte mit der Stiefschwester mehrere Jahre im Schlosse Hunsden, 30 englische Meilen von London, fast in Dürftigkeit.

Unter der klugen Leitung der letzten Gemahlin Heinrichs VIII., der liebenswürdigen Katharina Parr, wurde Elisabeth seit 1543 ein günstigeres Los zu teil, wenn

auch der Vater sein begabtestes Kind nie zärtlich geliebt hat.

Elisabeth hatte 1547 beim Regierungsantritt ihres Stiefbruders Eduard im Palast der Königin-Witwe Katharina Parr einen eigenen Hofhalt von 120 Personen erhalten, welchem die den Boleyns verschwägerte Katharina Ashley als Gouvernante vorstand. Sie gewann Elisabeths dauernde Zuneigung, schützte die Prinzessin aber nicht vor unbedachten Schritten. Katharina Parr heiratete den glänzenden, schönen und verführerischen Seymour, den Bruder des Protektors Somerset, aber bald fesselten Sinnlichkeit und Ehrgeiz ihren Gemahl an die herrlich aufblühende, noch nicht fünfzehnjährige Elisabeth.

Sie mußte oft in den Morgenstunden halbangekleidet vor dem Stiefvater zu ihren Kammerfrauen fliehen, Seymour ging in London, während seine Gemahlin noch schlief, mit bloßen Beinen in Elisabeths Zimmer, die meist schon bei den Büchern saß. Katharina überraschte, von der Ashley gewarnt, Seymour einmal, als er Elisabeth um die Taille faßte, und entfernte sie aus London, blieb aber mit ihr in freundschaftlichem Briefwechsel.

Als seine Gemahlin im Wochenbett gestorben war, gewann Seymour Elisabeths Umgebung und scheint auf die Tochter des Lüstlings Heinrich VIII. und der koketten Anna Boleyn einen tieferen Eindruck gemacht zu haben,

obwohl Elisabeth bereits damals, wie so oft im späteren Leben, nicht bestimmt zusagte, Seymour die Hand reichen zu wollen.

Der Protektor, welcher Elisabeth seinem Schwestersohn, dem jungen König, ihrem geliebten Spielgenossen, geflissentlich fernhielt, wollte keineswegs im Gemahl einer der Thronfolge nahestehenden Prinzessin einen Nebenbuhler und ging auf die Wünsche seines Bruders nicht ein.

Elisabeth ließ sich zu heimlichen Zusammenkünften, Fahrten auf der Themse im Mondschein fortreißen und mußte es durch eine Untersuchung büßen, als Seymour von seinem Bruder des Hochverrats angeklagt wurde, aber mehr als jugendliche Unbesonnenheit war ihr nicht nachzuweisen. Elisabeth stellte weder sich noch Seymour durch Geständnisse bloß, war aber nach dessen Hinrichtung am 20. März 1549 lange schwer krank. Der Geheime Rat mußte sich dem gegen sie verbreiteten Gerücht einer Schwangerschaft gegenüber zu einer öffentlichen Ehrenerklärung entschließen. Elisabeth sah schon damals ihre Volksbeliebtheit als den höchsten Schatz an, dessen Erhaltung ihr vor allem am Herzen lag.

Mit leidenschaftlichem Widerstreben mußte sie sich eine feingebildete und verständige Vertraute Katharina Parr's, Lady Tyrwhit, als Gouvernante gefallen lassen, wußte sich jedoch bald geschickt in die schwierige Lage zu

finden. Studien halfen ihr über den erlittenen Herzenskummer hinweg. Da nach Somersets Sturz durch Northumberlands Unterfangen, Johanna Gray zur Nachfolgerin des schwindsüchtigen Eduard VI. zu machen, auch Elisabeths Thronrecht gefährdet wurde, stand sie zu der katholischen Schwester, die sich ihrer einst gegen den Vater angenommen hatte, aber als Tochter der Katharina von Aragon zur Tochter der Anna Boleyn in einen unlösbaren Gegensatz.

Das Volk jauchzte Elisabeth bei Marias Einzug in das überwiegend protestantische London weit stürmischer zu als der neuen Königin selbst. Elisabeth verweigerte lange den Besuch der Messe, fügte sich aber am 8 September 1553. Sie erschien beim katholischen Gottesdienst stets nur, wenn sie mußte. Renard, der Gesandte Karls V., der in England die weltbeherrschende Stellung wiederzugewinnen hoffte, die ihm Moritz von Sachsen im deutschen Reich geraubt hatte, betrieb wiederholt bei Maria Gewaltschritte gegen ihre der Ketzerei stets verdächtige Stiefschwester, und Elisabeth wußte es wohl; sie bat die Königin bei der Übersiedelung nach Ashridge in der Grafschaft Buckingham, nicht auf Einflüsterungen zu hören. Wenn man Elisabeth benachrichtige, werde sie die Lügen und Erfindungen der Menschen enthüllen, die ihr Unglück wünschten.

Maria plante bereits mit leidenschaftlichem Eifer

ihre verhängnisvolle Vermählung mit dem einzigen Sohne des Kaisers, dem nachmaligen Philipp II., denn diese Ehe erschien ihr als heilige, religiöse Pflicht, als das beste Mittel, die Losreißung Englands von Rom seit Heinrich VIII., die halb calvinistische Reformation unter Eduard VI., dauernd rückgängig zu machen und den alten Glauben wieder herzustellen, für welchen sie und ihrer Meinung nach ihre Mutter so viel gelitten hatten.

Unter diesen Umständen, da selbst das überwiegend katholische Parlament, welches infolge der Mißregierung der protestantischen Protektoren und der maßlosen Wahlbeeinflussung, welche die Tudors übten, gewählt worden war, dringend Marias Heirat mit dem glänzenden, jungen Courtenay wünschte, welcher sein Geschlecht durch Frauen von den Plantagenets herleiten konnte, machten sich die eifrigen Protestanten Rechnung darauf, Elisabeth mit Courtenay als Gemahl zur Königin erheben zu können. Der Hauptführer des Anfang 1554 ausgebrochenen Aufstandes, Wyatt, hatte Elisabeth anempfehlen lassen, sich aus der Nähe von London zu entfernen; diese ließ ihm für seinen guten Willen danken, sie werde handeln, wie sie könne. Als die argwöhnische Königin, deren Geistesgegenwart am meisten zum Scheitern der Erhebung beigetragen, Elisabeth zu sich beschied, weigerte sie sich wegen Krankheit zu kommen. Renard erblickte darin ein Geständnis der Schuld, zumal eine durch einen

Beamten Elisabeths in den Besitz des französischen Gesandten Noailles gekommene Abschrift ihres Briefes an Maria aufgefangen wurde. War doch Noailles, in der geheimen Absicht, die Interessen der Dauphine von Frankreich, Maria Stuart, zu fördern, der Mittelpunkt aller Umtriebe gegen die Königin und als Vertreter Frankreichs der entschiedenste Gegner der Heirat Philipps II. und Marias.

Elisabeth wurde durch ihren Oheim, Admiral Howard, und andere Bevollmächtigte der Königin nach London gebracht; mußte aber, da sie wirklich krank war, kurz vor der Stadt eine Woche lang liegen bleiben. Ihre Freunde glaubten sie vergiftet, ihre Feinde schwanger. In die Farbe der Unschuld gekleidet, bleich und stolz, zog Elisabeth endlich in einer offenen Sänfte nach London hinab. Viele Zuschauer weinten und schluchzten bei ihrem Anblick. Vergeblich forderte Elisabeth unter Beteuerungen ihrer Unschuld, vor Maria geführt zu werden, diese verlangte zuerst ihre Rechtfertigung.

Elisabeth wurde am Morgen des Palmsonntags, des 18. März, auf der Themse nach dem durch so viele tragische Ereignisse berüchtigten Staatsgefängnisse, dem Tower, gefahren. Die Gefangene fürchtete das Schlimmste und hat später dem französischen Gesandten Michel de Castelnau erzählt, daß sie für den Fall ihrer Hinrichtung um Anwendung des Schwertes nach französischer Sitte

durch einen französischen Henker gebeten habe. Maria wußte zuviel von Noailles Umtrieben, um seine wahrheitsgemäße Erklärung über die in seine Hände gelangte Abschrift des Entschuldigungsbriefes Elisabeths an sie zu glauben. Als Wyatt vor seiner Hinrichtung am 11. April sein früheres Verhalten gut zu machen suchte, indem er jede Kenntnis Courtenays und Elisabeths von seinen Plänen leugnete, wurden seine früheren Geständnisse der Menge vorgelesen und zwei Männer aus dem Volk, welche öffentlich Elisabeths Unschuld behaupteten, auf Befehl des Geheimen Rats an den Pranger gestellt.

Aber es ließ sich Elisabeth nicht die geringste Schuld nachweisen, daher konnte an ihre Hinrichtung nicht gedacht werden. Der Tod der Königin Maria 1558 schenkte ihr die Freiheit und den Thron. Sie blieb unvermählt. Ihr erster Günstling war Robert Dudly, Graf von Leicester, diesem folgte sein Stiefsohn Graf Essex. Ihre glorreiche Regierung befleckte Elisabeth durch die Hinrichtung der Königin Maria Stuart. Diese, eine Tochter des Königs Jacob II. von Schottland, zuerst mit Franz II., König von Frankreich, vermählt, kehrte nach dessen Tode nach Schottland zurück, wo der Reformator Knox die Protestanten gegen sie erbitterte. Im Jahre 1565 heiratete sie ihren schönen, aber rohen Vetter Henry, Lord Darnley. So unwillig die Königin Elisabeth die Nachricht dieser Vermählung aufnahm, so freudig be-

grüßten sie der Papst und die Könige von Frankreich und Spanien. Sie sahen darin den Bruch des englischen Einflusses in Schottland, eine Schwächung der Protestanten. Zu der Bekämpfung der aufständischen Lords, da Murray seine Drohung wahr machte und das Banner des Aufruhrs erhob, erhielt die Königin von Philipp II. eine namhafte Geldsumme. Alle Feinde Murrays hatte sie um sich versammelt und den verwegenen Grafen James Bothwell, den er tödlich beleidigt, aus der Verbannung zurückgerufen. An ihrer Spitze, zu Pferde, die Pistolen in der Satteltasche, unternahm sie im Herbst d. J. 1565 einen eben so kühnen, wie erfolgreichen Kriegszug. Von Stirling nach Glasgow, von Glasgow nach Edinburgh floh Murray vor ihr, und da die Bürgerschaft der Hauptstadt damals treu zur Königin hielt, die erbetenen englischen Hülfstruppen nicht eintrafen, mußte er schmählich mit seinen Verbündeten das Land verlassen und in England Schutz suchen.

Niemals wieder in ihrem Leben hat Maria Stuart eine so mächtige herrschende Stellung besessen. Mit der ganzen katholischen Partei in Europa hatte sie die engsten Beziehungen angeknüpft. Noch hütete sie sich, einen Gewaltstreich gegen die zu Recht bestehende presbyterianische Kirche in Schottland zu begehen, aber sie verschob ihre Absicht nur auf kurze Zeit. „Alle Mächte des Satans sind gegen uns verbündet," so hatte Murray nach Eng-

land geschrieben. Aus Furcht vor dem Aufstand ihrer katholischen Unterthanen, die besonders im Norden, an der schottischen Grenze, die Überzahl bildeten, hatte Elisabeth die rebellischen Schotten nicht unterstützt. Es schien, als ob Maria Stuart, mit Hülfe der Franzosen und Spanier in England einfallen würde, falls ihr Elisabeth einen Grund zum Kriege gäbe. Aber die Behauptung einer solchen Stellung hätte mehr Ruhe, Selbstbeherrschung und Mäßigung verlangt, als Maria Stuarts hitziges Temperament aufzubringen vermochte. In Schottland war alles Gewalt und Verrat, Unbeständigkeit und Ungerechtigkeit. Nicht zum wenigsten bei der Königin selbst. Noch schneller, als ihr Herz etwas ergriffen hatte, warf es das Spielzeug enttäuscht wieder fort. Ihre Leidenschaft für Darnley war nach kurzem Brande erloschen. Sie beherrschte sich kaum bis nach den Flitterwochen, ihre Kälte und Abneigung zu verbergen. Die Eigenschaften, die ihre Liebe in Darnley entdeckt zu haben glaubte, suchte sie in ihrer Ernüchterung umsonst in ihm. Weder Heldenmut, noch politischen Scharfblick bewies er, dafür machten sich, ihr lästig, seine Eitelkeit, sein Ehrgeiz und seine Heftigkeit geltend. So gar nicht entsprach die Wirklichkeit ihrem Ideal. Aber nicht in Darnley, in Maria Stuarts Unbeständigkeit liegt der tiefste Grund ihres Zerwürfnisses. Aller Männer, die sich ihr hingaben, ist sie so nach flüchtigem Rausch überdrüssig ge-

worden. Ein Italiener, David Riccio aus Pontalieri in Piemont, hatte damals einen außerordentlichen Einfluß über sie gewonnen und trug, wie er im Anfang des Jahres Darnleys Heiratspläne begünstigt, jetzt im Ausgang des Jahres zu der Entfremdung beider Gatten das Entscheidende bei. David Riccio war im bescheidensten Aufzuge nach Schottland gekommen, 1562 als Kammerdiener des Grafen Moretto, des Gesandten des Herzogs von Savoyen, bei der Königin. Sein Lautenspiel und sein Gesang — im Hofquartett sang er den Baß — hatten ihn zuerst Maria Stuart empfohlen. Höfisch, gewandt und klug, spielte er bald nicht nur in ihren kleinen Konzerten eine Rolle. Schön von Antlitz war er nicht, ein achtundzwanzigjähriger Mann, der langsam, aber sicher seinen Weg machte. Als der Graf Moretto Schottland verließ, blieb Riccio im Dienste der Königin und stieg immer höher in ihrem Vertrauen, bis er als ihr Geheimschreiber um all' ihre Verhandlungen wußte und das Bindeglied zwischen ihr und den katholischen Mächten wurde.

Ob Maria Stuart ihn geliebt hat? Die Königin von England hat es einmal dem französischen Gesandten gegenüber behauptet und Darnley ihr den Vorwurf ihrer Treulosigkeit ins Antlitz geschleudert. Gewiß ist, daß sie Riccio Vertraulichkeiten gestattete, die sich nur durch ihre Neigung erklären ließen; viel gewisser aber noch ist der

unbeschränkte Einfluß, den er in politischen Dingen ausübte. In allen Angelegenheiten des Landes, im Innern wie nach Außen, hatte er das letzte Wort. Diese seine Macht beleidigte die schottischen Lords, die nicht gewohnt waren, von „einem Bedienten“ beherrscht zu werden, die Pracht seines Haushalts, die Hoffärtigkeit seines Auftretens das Volk der Stadt Edinburgh. Den presbyterianischen Predigern war er schon wegen seiner Religion und seines Lautenspiels ein Gräuel. Bisher hatte, da seinen heimlichen Gegnern der Führer gefehlt, niemand sich getraut, den Günstling der Königin anzutasten, ohne des Schutzes einer starken Partei sicher zu sein. Jetzt stellte sich Darnley an die Spitze der Unzufriedenen. Wiederholt hatte er Maria gebeten, ihm Anteil an den Regierungsgeschäften zu geben. Im Rausch der ersten Liebe hatte sie es ihm versprochen, aber sie war bei besserer Erkenntnis seines Charakters wenig geneigt, ihre Zusage zu erfüllen. Wie die Dinge lagen, mußte Darnleys Erbitterung über seine Zurücksetzung am schwersten auf David Riccio fallen. Ihm schrieb er, und sicherlich nicht ohne Grund, die wachsende Entfremdung der Königin gegen ihn, ihre Weigerung, ihm die sogenannte Matrimonialkrone zu verleihen, zu. Auf seinen Jagden, beim Trinkgelage, im Kreise seiner Genossen, stieß er harte Beschuldigungen wider den Italiener aus; sein Vetter Douglas war der erste, dem er sich

rückhaltlos eröffnete. Nach einander wurde dann mit den Lords Ruthwen, Lindsay, Morton, mit den Verbannten jenseits der Grenze, ein Bund geschlossen. So stark und ingrimmig war Darnleys Haß, daß er sich mit Murray aussöhnte, nur um sich Riccios zu entledigen. In zwei Cevenants kam man überein, Riccio zu töten und die Verbannten zurückzurufen. Die Prediger der Hauptstadt, wie Elisabeth von England, wußten um die Verschwörung. Nur Maria Stuart und Riccio ahnten und besorgten nichts. Ein Astrolog soll Riccio bedeutet haben, sich vor dem Bastard in acht zu nehmen. Der Italiener dachte dabei an Murray, der in der Verbannung weilte, und spottete darüber; er vergaß, daß Georg Douglas ebenfalls ein Bastard war.

Den Ausbruch der Verschwörung beschleunigte Maria Stuarts kühnes, aber unbedachtes Vorgehen. In dem alten Gerichtshause zu Edinburgh war am 7. März 1566 das Parlament feierlich von ihr eröffnet worden. Sie hatte von demselben die Verurteilung der geflüchteten Lords, Murrays, Argyles und ihrer Anhänger, wegen Hochverrats und den Beginn der Wiederherstellung des alten Kultus gefordert. Dienstag, den 12. März, sollte darüber abgestimmt werden. Die Geschworenen einigten sich, Sonnabend, den 9. März, des Abends ihren Streich auszuführen. Während der ganzen Woche — es war das große Fasten der Presbyterianer — hatten die

Kirchen von dunklen Verwünschungen der Feinde Gottes und des Volkes wiederhallt. Auf den Untergang Hermans und seines Geschlechtes hatte ein verwegener Prediger in kaum verhüllter Anspielung hingewiesen. Eine dumpfe Gärung, Gewitterschwüle brütete über der Stadt. Gegen sieben Uhr abends begaben sich die Lords Morton, Ruthwen — er hatte sich eben vom Krankenbett erhoben, blaß und hager, wie ein Gespenst — und Lindsay mit zweihundert Bewaffneten nach Holyrood und besetzten in aller Stille das Schloß. Darauf traten sie in das Gemach Darnleys, das unterhalb der Zimmer Maria Stuarts gelegen und durch eine geheime Treppe mit denselben verbunden war, und sagten: „Sire, wir sind bereit.“ Unbekümmert hatte sich inzwischen in dem kleinen Eckzimmer darüber Maria Stuart mit ihren Vertrauten zur Abendtafel niedergesetzt; außer David Riccio, der ein Barett auf dem Haupte trug, waren es die natürlichen Geschwister der Königin, Lady Argyle und Arthur Erskine, Lord von Craigh, der Hauptmann der Wachen, ihr französischer Arzt — sie befand sich in guter Hoffnung — und Robert Stuart. Eben hatte es acht Uhr geschlagen, als allen unerwartet Darnley eintrat, eine flüchtige Umarmung mit der Königin wechselte und an ihrer Seite Platz nahm. Zu einem Gespräch kam es nicht, denn gleich nach den ersten Worten Maria Stuarts erschien Ruthwen bewaffnet auf der Schwelle, hinter ihm

Georg Douglas, den eigenen Dolch Darnleys in der Hand. Faudonside mit erhobener Pistole, Patrick Bellenden mit gezücktem Schwert. „Was wollt Ihr?“ fuhr die Königin sie unerschrocken an. „Ich sehe da einen,“ erwiderte Ruthwen, „der nur zu lange schon im Gemache Eurer Majestät weilt, David Riccio, entfernt ihn!“ Da begriff Riccio, daß seine letzte Stunde geschlagen. „Ich bin des Todes!“ schrie er und stürzte zu Marias Füßen. „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Rettet mich, Königin!“ Seine Hände krampften sich in die Falten ihres Gewandes. Aber es war vergeblich. Während Darnley Maria Stuart mit seinen Händen festhielt, rissen die anderen Riccio vom Boden auf, schleppten ihn hinaus und töteten ihn draußen im Korridor dicht an der Treppe mit mehr als fünfzig Stichen. Drinnen gab es eine wilde Auseinandersetzung zwischen Maria und Darnley, hinaus ließ er sie nicht. Nach geschehener That kehrte Ruthwen in das Gemach zurück und forderte zu trinken. „Wahrlich,“ fuhr Maria Stuart ihn an, unter Thränen des Schmerzes und der Wut: „Dies Blut wird einigen unter Euch teuer zu stehen kommen.“

Unter den Ursachen der Ermordung Riccios werden in Briefen an die Königin Elisabeth besonders zwei hervorgehoben. Die erste, daß der König einige Tage vorher etwa eine Stunde nach Mitternacht an die Schlafkammer der Königin anpochte, aber keine Antwort erhielt. Hier-

auf rief er laut und bat, Maria solle öffnen; vergebens. Endlich drohte er, die Thür einzuschlagen, und fand die Königin, als sie ihm öffnete, ganz allein in ihrem Zimmer. Als er aber überall umhersuchte, entdeckte er Riccio in einem Kabinett, der einen Schlafrock übergeworfen hatte, sonst aber sich im bloßen Hemde befand. Dies ist die hauptsächlichste Ursache der Ermordung. — Die zweite war, daß Maria ihren Gemahl schlechterdings nicht wollte zum König krönen lassen und ihm fast jede Bitte abschlug, die er an sie richtete. Er glaubte nun, dies alles geschehe nach dem Rate Riccios, und ähnliche Gründe des Hasses hatten die Grafen und Herren, aus anderen, sie betreffenden Ursachen.

Ein Bericht ward am 27. März 1566 von den Grafen Bedford und Randolph an den englischen geheimen Rat erstattet. Beide erklärten: sie hätten vor möglichst genauer Erforschung der Wahrheit nicht schreiben wollen, hielten jetzt aber Folgendes für gewiß: Der König faßte einen heftigen Zorn gegen Riccio, weil dieser Dinge gethan habe, welche durchaus der Ehre der Königin zuwider wären, und welche er, der König, seinerseits nicht ertragen könne. Hierüber eröffnete dieser zuerst sein Herz gegen Georg Douglas, welcher, da er seine Sorge so groß fand, sich alle Mühe gab, irgend ein Mittel gegen den Kummer aufzufinden. Nächstdem teilte Douglas, dem Befehle des Königs gemäß, diese Dinge auch dem

Lord Ruthwen mit. Man konnte keine andere Hülfe finden, als daß Riccio aus dem Wege geräumt werden sollte, worin der König, so ernstlich war, und weshalb er täglich die Genannten so bedrängte, daß es keine Ruhe gab, bevor die Sache zur Ausführung kam. Mehrere wurden nun ins Geheimnis gezogen und die That auf den dritten Tag vor Eröffnung des Parlaments verabredet. Darnley versprach ihnen mancherlei; und sie versprachen ihm die Krone (the matrimonialcrown).

Er war so ungeduldig, das zu sehen, was er sah, und was ihm täglich hinterbracht wurde, daß er unaufhörlich in Lord Ruthwen drang, nicht länger zu zögern, und damit der ganzen Welt offenbar werde, er billige die That, genehmigte er, daß sie in seiner Gegenwart geschehe. Sonnabend um acht Uhr abends brachte der König den Lord Ruthwen, Georg Douglas und zwei andere durch seine eigenen Zimmer zu der geheimen Treppe, welche in die Wohnung der Königin führte. Daselbst befand sich ein Kabinett, etwa 2 Fuß ins Geviert, mit einem kleinen Ruhebett und einem Tisch, an welchem zum Abendbrot saßen: die Königin, Lady Argyle und Riccio, mit der Mütze auf dem Kopfe. In dies Kabinett traten der König und Lord Ruthwen, welcher verlangte, daß Riccio sich wegbegebe, weil dies kein Platz für ihn sei. Die Königin sagte, es sei ihr Wille; worauf Darnley antwortete, es sei gegen ihre Ehre, und Lord

Ruthwen hinzufügte: Riccio solle besser seine Schuldigkeit kennen lernen. Indem Ruthwen ihn beim Arm ergreifen wollte, versteckte sich Riccio hinter die Königin und hielt sich an den Falten ihres Kleides fest. Gern hätte sie ihn gerettet, aber der König machte seine Hände los und hielt die Königin in den Armen, während Riccio aus dem Kabinett durch das Schlafzimmer in das vordere Zimmer gebracht ward. Hier befanden sich Morton und Lindsay, welche die Absicht hatten, ihn in dieser Nacht zu erhalten, am nächsten Tage aber aufzuhängen. Weil aber so manche gegenwärtig waren, die ihm übel wollten, so stieß ihm einer mit dem Dolche in den Leib, worauf viele andere folgten, bis er 55 Wunden bekommen hatte. Man sagt für gewiß, daß des Königs eigener Dolch in Riccios Leibe steckte, ob er ihn aber selbst verwundete oder nicht, können wir nicht für gewiß erfahren. Er ward nicht in Gegenwart der Königin erschlagen (wie man gesagt hat), sondern indem er aus dem vorderen Zimmer die Treppe hinabging.

Der König und Lord Ruthwen blieben lange bei der Königin, und sie bat (wie wir hören) gar sehr, daß Riccio kein Leid widerfahre. Sie tadelte ihren Gemahl lebhaft, daß er der Urheber einer so schändlichen That sei. Er antwortete, wie man sagt: „Riccio habe mehr die Gesellschaft ihres Leibes gehabt, denn er seit zwei Monaten, und deshalb habe er ihrer Ehre wegen und zu

seiner eigenen Genugthuung eingewilligt, daß jener aus dem Wege geräumt werde.“ — „Es ist nicht,“ antwortete sie, „das Geschäft der Frau, ihren Mann aufzusuchen; und hierin liegt also der Fehler an Euch.“ — „Wenn ich kam,“ fuhr er fort, „so wolltet Ihr entweder nicht, oder stelltet Euch krank.“ — „Genug,“ schloß sie, „Ihr habt Euren Abschied von mir genommen und so fahret wohl.“ — „Das wäre ein Unglück,“ fiel Lord Ruthwen ein, „er ist Euer Majestät Gemahl und Ihr müßt Euch vertragen.“ — „Darf ich,“ hub Maria wieder an, „ihn nicht verlassen, sowie Euer Weib Euch verließ? Andere haben dasselbe gethan.“ — „Meine Frau,“ entgegnete Ruthwen, „ward in gesetzlicher Weise von mir geschieden, und aus demselben Grunde, aus welchem der König sich verletzt findet. Außerdem war dieser Mensch (Riccio) niedrig, gemein, ein Feind des Adels, eine Schande für Euch und ein Verderben des Landes.“ — „Genug,“ drohte die Königin, „es soll einigen von Euch teueres Blut kosten, wenn Ihr das seine vergießt!“ — „Da sei Gott vor,“ bemerkte Ruthwen, „denn jemehr Euer Gnaden sich beleidigt zeigen, desto ärger wird die Welt über Euch urteilen.“

Der König sprach mittlerweile nur wenig, die Königin weinte ununterbrochen, und Lord Ruthwen, der sich unbehaglich und schwach fand, rief nach einem Trunk und sagte: „Ich muß dies thun unter Euer Majestät

Verzeihung.“ Er suchte sie, so gut er vermochte, zu überzeugen und zu beruhigen; aber nichts, was man ihr sagen mochte, konnte ihr gefallen.

In derselben Zeit entstand ein Tumult im Hofe, welchen zu stillen Lord Ruthwen hinabging. Er begab sich sogleich zu den Lords Huntley, Athol und Bothwell, um sie zu beruhigen und ihnen im Namen des Königs zu versichern, daß nichts gegen sie im Werke sei. Dessenungeachtet fürchteten sie sich (insbesondere, als sie hörten, Murray und Argyle dürften nächstertags eintreffen), weshalb Huntley und Bothwell durch ein Fenster entflohen.

Bevor der König sein Gespräch mit der Königin beendete, hörte Ruthwen, wie sie zufrieden war, daß er diese Nacht bei ihr liegen wollte. Wir wissen nicht, wie er dies versäumte; genug, er kam nicht zu ihr und entschuldigte sich gegen seine Freunde, er sei schläfrig gewesen, daß er nicht zur rechten Zeit aufgewacht.

Die Königin behauptete, zwei Teilnehmer hätten den Dolch gegen sie gezückt, was diese aber leugneten. Des nächsten Tages kam Murray, sprach mit Darnley und Maria, und bewegte diese, den Verschworenen Verzeihung zuzusichern, worauf die Wachen, mit welchen man jene umstellt hatte, weggenommen wurden. Sobald alle nach Hause gegangen waren und niemand argwöhnte, daß sie abreisen oder ihr den Lords gegebenes Versprechen brechen

würde, entwich die Königin durch einen geheimen Weg aus dem Hause. Sie, ihr Gemahl und ein junger Mensch kamen zu dem Platze, wo Arthur Arskin und der Hauptmann ihrer Leibwache mit Pferden hielten, und so ritt sie hinter Arthur Arskin bis Seton, dann aber allein bis Dunbarcastle, wo sich Huntley, Bothwell und viele aus dem ganzen Lande bei ihr einfanden. Einige suchten und erhielten Verzeihung, andere, wie Morton und Ruthwen, sahen sich hierdurch geschwächt und großer Gefahr ausgesetzt, weil der König sie, ungeachtet seiner Versprechungen, Urkunden und Unterschriften, verließ und auch die anderen (Murray ausgenommen) sie preisgaben.

Mit der Rückkehr Marias nach Edinburgh wurden alle ihre Gegner zerstreut und der König bezeugte vor dem geheimen Rate: er habe nie zu Riccios Ermordung seine Zustimmung gegeben; sie sei gegen seinen Willen erfolgt, und er werde die Thäter nicht beschützen. Hierauf ward am 20. Mai am Kreuze zu Edinburgh eine öffentliche Erklärung über die Unschuld des Königs und wider die Lords erlassen.

Dieser lange Bericht schließt mit einer Aufzählung der Reichtümer Riccios und wiederholt die Versicherung: er sei erstattet nach der Aussage von Augenzeugen und unter genauer Vergleichung aller Umstände. — Zu der oben mitgeteilten Stelle über die ehelichen Verhältnisse Darnleys und Marias sagen die Berichterstatter in einer

Note: „Es käme uns eher zu, diese Dinge mit Stillschweigen zu übergehen, als etwas zu erzählen, was uns als ein Geheimnis mitgeteilt ist; aber wir wissen, an wen wir schreiben, und überlassen alles Eurer Weisheit.“

Einem anderen aus Schottland erstatteten Berichte über Riccios Ermordung entnehme ich folgendes: „Die Königin fürchtete so sehr eine Fehlgeburt, daß sie um acht Uhr in der Nacht nach einer Hebamme schickte. — Die früher verbannten Lords kehrten zurück, die Königin berief Murray und empfing ihn freundlich. — Sie willigte ein, bei dem Könige zu liegen, was den Grafen Morton und Ruthwen mißfiel, weil sie fürchteten, Maria möge ihn zu etwas bereden, das ihrem Vorteil zuwiderlaufe. Der König fiel aber in einen tiefen Schlaf und erwachte erst Montag morgens um sechs Uhr. Als er nunmehr zu der Königin Bett kam, wollte sie nicht leiden, daß er sich zu ihr lege, weil er versäumt hatte, sich die vergangene Nacht einzufinden.

Diese verschiedenen Berichte stimmen in den Thatsachen meist so überein, daß ich mich veranlaßt sehe, nur wenige kurze Bemerkungen hinzuzufügen:

1. Daß Darnley die gewaltsamen Pläne gegen Riccio billigte, hat gar keinen Zweifel. Mochte es also auch wahr sein, daß er nicht buchstäblich eingewilligt hatte, ihn beim Herausgehen oder auf der Treppe mit

so vielen Wunden umzubringen, so schloß doch seine spätere Erklärung im ganzen und großen gewiß eine offenbare Lüge in sich. Daß er aber schon beim Eintreten Ruthwens in das Kabinett der Königin (wie diese erzählt) alle Mitwissenschaft geleugnet habe, ist gewiß der Wahrheit ebenfalls nicht gemäß.

2. Daß Eifersucht und der allgemeine Glaube an den unkeuschen Wandel der Königin wesentlich zur Ermordung Riccios mitwirkte, geht aus allem deutlich genug hervor; auch ist kaum zu glauben, ein französischer Gesandter werde gegen die nächsten Verwandten Marias die klare Beschuldigung des Ehebruchs ohne Tadel oder Widerspruch wiederholt haben, wenn sie ihm als eine böswillige Verleumdung erschienen wäre. Wie dem auch sei, so bleibt doch

3. die Beschuldigung, das Gespräch beider Ehegatten über ihre wechselseitigen Verhältnisse, die Wut Darnleys und seine Begier, sein langer Schlaf und seine erneute Forderung, die Hebamme und der mit 55 Wunden ermordete Riccio, dies und anderes bildet ein solches Gemälde von wilder Grausamkeit und Lüge, verbrecherischer Begier und tierischer Stumpfheit, es bildet eine solche Mischung lasterhafter und ekelhafter Beziehungen und Thaten, daß sich wenige Scenen in der Weltgeschichte hiermit vergleichen lassen.

Der König war von diesem Augenblick an ein ver-

lorener Mann, und auch die Königin hätte sich nur durch die größte Weisheit und Tugend oder vielmehr nur durch die strengste Buße erretten können. Jetzt beherrschte sie dagegen zunächst nur ein Gedanke, nämlich der, sich zu rächen; ja, dieser Wunsch war so groß, daß sie ihren Haß gegen Murray bewältigte, um sich seiner womöglich für ihre Zwecke zu bedienen.

So mächtig war der Reiz und die Verstellung Maria Stuarts, so blind Darnleys Liebe zu ihr, daß er sich von ihr bereden ließ, mit seinen Freunden zu brechen und mit ihr und Erskine in der Nacht vom Montag zum Dienstag aus Holyrood nach Dunbar zu fliehen. Einmal aus der Gewalt der Verschworenen entronnen, war sie auch ihres Sieges über dieselben gewiß. Zahlreich strömte ihr der katholisch gesinnte Teil des Adels zu. Viele auch unter ihren Gegnern billigten die unwürdige Behandlung nicht, der sie ausgesetzt worden war. Sollte doch einer der Mörder Riccios die Pistole gegen sie selbst gerichtet haben. Ihre Schönheit, wie ihr Zustand flößten Sympathie ein. Was die Sache der Verschworenen ganz verdarb, war der schmähliche Abfall Darnleys. Er brach nicht nur den mit ihnen beschworenen Covenant; er erniedrigte sich so weit, in einer öffentlichen Erklärung vor den Lords des geheimen Rates „Ihrer Majestät auf Ehre, Treue und Fürstenwort zu versichern, daß er um den abscheulichen Verrat, dessen er schimpflicher und fälsch-

licher Weise beschuldigt werde, nie etwas gewußt, ihn auch nie angeraten, noch anbefohlen oder gebilligt habe“. Seine Treulosigkeit rettete ihn nicht; seine früheren Freunde, die nun eiligst vor dem Grimm der Königin nach England entwichen, verwandelte sie in seine Todfeinde; in Maria Stuarts Augen löschte sie seine Mitschuld an Riccios Tode nicht aus, sondern drückte ihm nur den Stempel unmännlicher Feigheit auf. Schon befand sich in der unmittelbaren Nähe der Königin der Mann, der dazu bestimmt war, Riccio rächend, Darnley, sich selbst und Maria Stuart zu verderben.

Unter den Lords, die Maria Stuart damals um sich versammelte, ragte James Hepburn, der vierte Graf von Bothwell, durch Macht, Reichtum und eine verwegene, nichts achtende Energie hervor. Ein Mann vom Schlage der Catilinas, zu jedem Äußersten fähig, allen Frauen gefährlich durch sein kriegerisches Aussehen, seine anziehende Persönlichkeit, sein zugreifendes Wesen, das sich glücklich mit äußeren ritterlichen Formen verband. Damals dreißig Jahre alt, hatte er eine stürmische Jugend, eine Reihe Liebesabenteuer hinter sich, die ihm für eine Frau von dem Temperament und der Sinnlichkeit Maria Stuarts einen besonderen Zauber verliehen. Durch seine Heirat mit Johanna Gordoo im Februar 1566 war er in die Verwandtschaft des reichbegüterten Grafen Huntly getreten; obgleich Protestant, unterstützte er die katholischen

Pläne Marias. Was sie zunächst bestimmte, ihn zu bevorzugen, war seine Todfeindschaft mit ihrem Bruder Murray, der am Sonntag, den 10. März, nach der Ermordung Riccios in Edinburgh eingetroffen war, in der Hoffnung, wieder die Leitung der Geschäfte zu übernehmen. Jetzt wurde er von der übermütigen Königin ganz bei Seite geschoben. Noch härter und verächtlicher als ihn behandelte Maria Stuart Darnley; die Geburt ihres Kindes, des nachmaligen Jacob VI., 19. Juni, besserte das Verhältnis beider Gatten nicht. Eine so verlassene und jämmerliche Figur spielte Darnley am Hofe, daß er wiederholt daran dachte, auf einem Schiffe nach Frankreich zu entweichen. Mit dem Schmerz über die Trennung Marias von ihm lastete eine unbestimmte Todesahnung auf seiner Seele. Eine Verschwörung der Lords, die er so thöricht und mutwillig beleidigt und verraten, gegen seine Freiheit, vielleicht gegen sein Leben, schien in der Luft zu schweben. Hin und her suchte er nach einer Stütze, ohne sie zu finden, allerlei Pläne entwarf er mit seinem Vater Lenox, um keinen auszuführen. Aber diese Entwürfe, so phantastisch sie waren, wurden ebenso viele Anklagen gegen ihn, welche die Königin geschickt benutzte, ihn bei den fremden Gesandten und bei ihren Anhängern in die übelste Nachrede zu bringen. Im Sommer mißachtet und zurückgesetzt, war Darnley im Herbst ein verlorener Mann. Auf einem

Zuge nach dem Südosten des Landes, die Fehden der dortigen Barone zu unterdrücken und den Landfrieden herzustellen, faßte Maria Stuart eine heftige, unüberwindliche Leidenschaft für Bothwell — die heftigste ihres wankelmütigen Herzens. Ein Zufall brachte das lange im Verborgenen glimmende Feuer zum Ausbruch. In einem Gefecht hatte Bothwell, der die Truppen der Königin führte, eine schwere Wunde empfangen. Nach einem Besuch, den sie ihm machte, fiel Maria Stuart vor Erregung und Sorge in ein hitziges, lebensgefährliches Fieber. Als sie vom Krankenlager erstand, hatte sich, wie ihre ganze Umgebung bemerkte, eine tiefe Niedergeschlagenheit und Traurigkeit ihrer bemächtigt. „Ich wollte, ich wäre tot!“ hörten sie ihre Vertrauten wiederholt ausrufen. Für die Klugen blieb der Grund ihrer Schwermut nicht verborgen. „Das Herz der Königin,“ schrieb der Staatssekretär Lethington, „erliegt bei dem Gedanken, daß der König ihr Mann bleiben muß, und daß es kein Mittel für sie giebt, sich von ihm zu befreien.“

Dies Mittel — die Lords, die Gegner Darnleys, Bothwell, fanden es. Lethington selber schlug zunächst der Königin eine Scheidung vor. Aber Maria Stuart erkannte, daß eine solche Verhandlung, auch wenn sie von Erfolg gekrönt worden wäre, einen Schatten auf ihr Kind geworfen hätte, und wollte auf den Plan nur ein-

gehen, wenn die Scheidung durchaus gesetzmäßig erfolgte und ihres Sohnes Rechte dadurch nicht angetastet würden. „Mögen Euer Gnaden,“ entgegnete Lethington doppelsinnig, „die ganze Angelegenheit dem Adel Eures Landes überlassen; Euer Gnaden werden nur Gutes daraus entstehen sehen und das Parlament wird es billigen.“ Ob Lethington in dieser seltsamen Unterredung, die auf dem Schlosse Craigniar in der Nähe Edinburghs im Spätherbst stattfand, sich noch weiter vorwagte und die wahre Absicht der Lords mehr enthüllte? Auch eine weniger scharfsinnige Frau als Maria Stuart mußte herausfinden, daß hinter der Scheidung der Tod Darnleys lauerte. So war es denn auch. Bothwell, Huntly, Argyle, Lethington waren in einem Vertrag, den James Balfour, Bothwells Freund, aufgesetzt hatte, darin übereingekommen, sich gegenseitig gegen den „unerträglichen Tyrannen“ Darnley zu schützen und ihn zu töten. Morton und Murray erhielten Nachricht davon, die Mörder Riccios wurden aus ihrer Verbannung zurückgerufen und begnadigt, um sich ihres Beistandes zu versichern. Als Darnleys Sohn am 17. Dezember 1566 zu Stirling im goldenen Taufbecken, das ihm seine Pate, die Königin von England, geschenkt hatte, nach katholischem Ritus getauft wurde, stand das Ungewitter drohend über dem Haupt des Unglücklichen. Er erschien weder bei der feierlichen Handlung in der Kapelle noch bei den Festen,

die sich daranschlossen. Mürrisch, zornig, melancholisch, blieb er in seinen Gemächern, während Maria alle durch ihre Liebenswürdigkeit entzückte und Bothwell der Anordner der ganzen Festlichkeit war. Die Rückkehr seiner erbittertsten Feinde, Ruthwens und Lindsays, erschreckte bald darauf Darnley so sehr, daß er sich eilig nach Glasgow zu seinem Vater begab; es war im Anfang des Jahres 1567. Dort ergriffen ihn die Pocken; eine Weile schien es, als ob Maria Stuart ein großes Verbrechen erspart bleiben sollte, aber der König überstand die Krankheit. Die Gewaltthat war unvermeidlich geworden, es handelte sich nur darum, Darnley aus seinem Asyl in Glasgow, aus der Mitte seiner Anhänger herauszulocken und ihn waffenlos in die Hände seiner Mörder zu liefern.

Alle Bemühungen ihrer Anhänger und Verteidiger werden Maria Stuart von dieser Schuld nicht freizusprechen vermögen. Weder die pathetische Rede, noch das Geschick des listigsten Advokaten können die Thatsache auslöschen. Möchten auch die Briefe Marias an Bothwell, vor allem der erste aus Glasgow vom 24. Januar 1567, unecht oder von ihren Gegnern in einzelnen Wendungen gefälscht sein; dies ist unumstößlich, daß sie Darnlay aus Glasgow nach jenem Hause entführte, wo ihn Bothwells Genossen töteten. Wie weit sie um die Einzelheiten der Verschwörung wußte, wird eine offene

Streitfrage bleiben; darüber, daß sie ihren Gatten zum Tode führte, war sie nur zu gut unterrichtet. Im Einverständnis mit Bothwell, ihrer Umgebung unerwartet, brach sie nach Glasgow auf, als sich die Krankheit Darnleys zum Besseren gewandt hatte. Am 24. Januar besuchte sie ihn am Abend. Sie spielte die Freundliche und die Nachgiebige; sie empfand das Peinliche ihrer Lage, das Unwürdige der Rolle, die sie spielte, mit vollem Bewußtsein. „Ihr zwingt mich dazu," schrieb sie in der Nacht an Bothwell, „so zu heucheln; wenn der Drang, Euch zu gefallen, mich nicht triebe, würde ich lieber sterben, als diese Dinge begehen." Auf das genaueste giebt sie dem Geliebten über die unbedeutendsten Angelegenheiten, die sie mit Darnley verhandelt, Auskunft, sie beschwört ihn, sich nicht von den Thränen und Bitten seiner Gattin erweichen zu lassen; sie wird denen Darnleys widerstehen. Er hat ein Herz, weich wie Wachs, meines ist hart, wie Diamant, nur ein Pfeil von Eurer Hand könnte es durchbohren." Die Hast, die wilde Leidenschaft, das Durcheinander, das Abgerissene dieses Briefes bürgen, abgesehen von seinem thatsächlichen Inhalt, für seine Echtheit, welch' ein Dichter hätte das sein müssen, der diesen Brief erfunden! Shakespeare vielleicht! Den armen Darnley umgarnte sie vollends; sie hatte sich auf den Rand seines Bettes gesetzt, obgleich „er mich mit seinem Atem fast getötet hat," sie gab ihm zu essen, sie

versprach ihm, wieder mit ihm zusammenzuleben, wenn er ihr folgen würde. Ihr Anblick, ihre Zärtlichkeit, ihr Sirenenlied wirkten unwiderstehlich. Darnley entschloß sich, Glasgow zu verlassen. In Holyrood, hieß es, könne er nicht wohnen, des Prinzen wegen, der von ihm die gefährliche Krankheit empfangen könne, aber dicht vor den Thoren Edinburghs, auf freiem Felde, in gesundester Lage, wurde ein Haus in der Nähe der Feldkirche, das dem Präbendar dieser Kirche, Robert Balfour, einem Bruder jenes James, gehörte, der den Bund zur Ermordung des Königs aufgesetzt, zur Aufnahme eingerichtet. Der guten Luft wegen, mitten in Gärten, schien es für einen Genesenden wohl geeignet; Bothwell hatte es ausgewählt. Am 27. Januar war Maria Stuart mit Darnley von Glasgow aufgebrochen, der Kranke wurde in einer Sänfte getragen; am 31. Januar bezog er die verhängnisvolle Wohnung. Nicht ohne schwermütige Gedanken und Ahnungen: „Er argwöhnt," schreibt sie ihrem Geliebten, „was Ihr wißt" — nämlich ihr Verhältnis zu Bothwell — „und fürchtet für sein Leben; aber wenn ich zwei oder drei freundliche Worte mit ihm rede, ist er wieder ganz Glück und Vertrauen."

Um ihn in dieser günstigen Stimmung zu erhalten, richtete sie sich gerade unter seinem Zimmer im oberen Stockwerk ein Gemach zu ebener Erde ein, wo sie sogar ein- und ein andermal übernachtete. Seine Dienerschaft

war gering, das Ganze hatte einen dürftigen Zuschnitt. Bothwell hatte den abenteuerlichen Plan gefaßt, nach der Ermordung Darnleys das Haus in die Luft zu sprengen, um so besser die Spuren der dunkeln That zu tilgen. Doppelschlüssel wurden angefertigt, um das Haus Balfours ohne Lärm öffnen zu können; in Maria Stuarts Diensten stand ein Franzose, der nach seiner Geburtsstadt Paris genannt ward und den Bothwell gewonnen; durch ihn wurden die Vorbereitungen getroffen. Die Nacht des Sonntags des 9. Februars 1567 ward zur Vollführung der That bestimmt. Gaedeke will den Aussagen der Diener und der Mordgehülfen, die sie später, teils vor den Richtern, teils auf dem Schaffot machten, keinen unbedingten Glauben schenken, aber einige erscheinen doch zu charakteristisch, als daß man sie hätte erfinden können. So die eines gewissen Nelson, Darnleys Haushofmeisters, der unter den Trümmern des Hauses nach der Explosion gefunden ward, daß sie im Laufe des Sonntags ein neues, kostbares Ruhebett aus dem Zimmer Darnleys und einen Teppich von Marderfell aus dem ihrigen entfernen ließ. Am Abend kam sie von Holyrood herüber und verbrachte die zehnte Stunde in freundlichem Gespräch mit Darnley. Inzwischen brachten Bothwells Gehülfen die Pulversäcke in dem Zimmer der Königin unter; Hay von Tallo und Heppburn, welche den Mord ausführen sollten, verbargen sich in demselben Raum.

Als alles in Ordnung war, stieg Paris hinauf und gab der Königin ein Zeichen. Maria Stuart stand auf; sie erinnerte sich, daß sie versprochen hatte, das Hochzeitsfest ihres italienischen Musikers Sebastian mit einer ihrer Dienerinnen, Margarethe Korwoods, das in Holyrood durch einen Maskenball in dieser Nacht gefeiert wurde, durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, und nahm Abschied von Darnley. Unter dem Gefolge, das sie bei Fackelbeleuchtung nach Edinburgh über das Feld von Balfours Hause begleitete, befand sich Bothwell. Traurig sah Darnley die Königin scheiden; er hatte gehofft, sie werde über Nacht im Hause bleiben. Er mochte an die Worte denken, die er einem Freunde bei dem Aufbruche von Glasgow gesagt: „Gott richte zwischen mir und ihr. Ich habe nichts als ihr Versprechen zu meiner Bürgschaft. Aber ich werde ihr überall hin folgen, sollt' ich auch darüber sterben." Um sich zu beruhigen, las er in den Psalmen und entschlief bald. Zu den Füßen seines Bettes lag sein Page William Taylor.

Mit dem Grafen Bothwell des Mordes angeklagt, vermählte sich Maria Stuart gleichwohl mit diesem am 15. Mai 1567, wurde aber von dem empörten protestantischen Adel als Gefangene nach Schloß Lochleven gebracht. Sie entsagte dem Throne zu gunsten ihres Sohnes. Mit Hülfe des jungen George Douglas entfloh sie aus der Gefangenschaft, zog ein Heer zusammen, ward

jedoch von Graf Murray besiegt und entfloh nach England, wo sie von der Königin Elisabeth gefangen genommen wurde.

Beinahe die Hälfte ihres Lebens — achtzehn Jahre acht Monate und dreiundzwanzig Tage — hat Maria Stuart in der englischen Gefangenschaft hingebracht; das traurige Gegenstück ihrer glücklichen und heiteren Jugend in Frankreich. Zwischen beiden liegt die unruhige, stürmische Zeit ihrer Herrschaft in Schottland, in welcher ihre Leidenschaften ebensosehr, wie ihre Überzeugungen den tragischen Knoten ihres Daseins schürzten. Von einem Schlosse zum andern, bald nach dieser, bald nach jener Grafschaft Englands läßt sie Elisabeth in eifersüchtiger Sorge führen; von Workington kam sie nach Carlisle, nach Boltonhouse, nach Tutbury; die längste Zeit verweilte sie in Wingfield und Sheffield, über Tutbury und Parley gelangte sie endlich in den Hafen dieser schmerzlichen und kläglichen Pilgerfahrt, nach dem Schlosse Fotheringhay in Northamptonshire. Öfters wurden die Männer gewechselt, denen ihre Bewachung anvertraut war; den Master Bowther löste Lord Scrope, diesen der edle Graf Shrewsbury ab, unter dessen rücksichtsvollem Schutz und fast freundlicher Fürsorge sie fünfzehn Jahre stand. Ihr letzter Hüter, dem sie im Jahre 1585 zu Tutbury übergeben wurde, war Sir Amyas Paulet, ein gottesfürchtiger, ehrenwerter Mann, aber von einem

finsteren, puritanischen Haß gegen die papistische Königin erfüllt und von einer verletzenden soldatischen Rauheit des Auftretens; nach seinen Handlungen und Briefen zu urteilen, ganz das Urbild zu jenen Cromwell'schen Eisenreitern, denen das Glück Karls I. bei Naseby und Marstonmoor sechzig Jahre später erlag.

Wie die Schlösser und die Wächter änderte Elisabeth auch im raschen Wechsel die Behandlung ihrer königlichen Gefangenen. Zuweilen, wenn einmal ihre Umtriebe mit den Katholiken, ihre geheimen Verbindungen mit dem spanischen Gesandten entdeckt worden waren, wenn die Königin eine gewaltsame Befreiung Marias befürchtete, wurde die unglückliche Fürstin in harter und unwürdiger Haft gehalten, in engen Zimmern mit vergitterten Fenstern, getrennt von ihrem Kaplan und ihrer vertrauten Dienerschaft. Jede Möglichkeit des Schreibens ward ihr dann entzogen, jeder Ausgang verboten. Sir Amyas Paulet begleitete sie bei ihren Ausfahrten aus Gartleyhouse stets mit einem bewaffneten Gefolge. Aber auch in diesem Leben gab es Sonnentage. In Sheffield hatte sie einen großen fürstlichen Hausstand, nicht weniger als sechszehn Pferde im Marstall, fünftausend Pfund waren von der englischen Regierung für sie ausgesetzt. Sie ging auf die Jagd und gebrauchte die nahegelegenen Bäder von Burton, um Heilung und Linderung für ihre rheumatischen Schmerzen zu suchen, die sie sich durch den Aufenthalt

in den meist seit vielen Jahren nicht bewohnten, nur mangelhaft ausgestatteten, oft halb verfallenen Schlössern zugezogen. Gewöhnt, wie sie es war, an Bewegung im Freien, Thätigkeit und Zerstreuung, übte die Gefangenschaft den schädlichsten Einfluß auch auf ihr körperliches Befinden; langsam untergrub ein Leberleiden ihre Kraft und ihre Schönheit. In ihren letzten Lebensjahren konnte sie sich nur schwer und mühsam auf ihren Füßen bewegen, ihr schönes blondes Haar war vor der Zeit ergraut und ausgefallen; ihre Gestalt hatte durch eine ungesunde Fülle ihre so vielgerühmte Schlankheit und Anmut verloren. Kam dann nach einem neuen Schicksalsschlage die Resignation, die Ergebung in das Unvermeidliche über sie, schien sie sich wohl in ihre Lage zu schicken. So nach der Hinrichtung des Herzogs von Norfolk und dem Scheitern der phantastischen Pläne, die sie an eine Erhebung der Katholiken in England geknüpft, in dem Anfang der siebziger Jahre. Damals fand sie ihre Zerstreuung an Haustieren, sie ließ sich kleine Hunde aus Frankreich und Turteltauben aus der Berberei kommen; als man ihre Leiche vom Schaffot aufhob, fand man unter der langen Schleppe ihres Mantels ihr Lieblingshündchen, es hatte sich nicht von seiner Herrin trennen wollen. Um die Stunden zu töten, übte sie sich in Handarbeiten, in kostbaren Stickereien und Häkeleien; sie hat Elisabeth und Burghley Geschenke mit ihren Arbeiten

gemacht und freute sich, wenn sie eine gute Aufnahme bei der Königin fanden. Öfters hat sie sich malen lassen; sie liebte es, ihr Bild in Medaillonform zu verschenken; ein französischer Maler, Jean de Court, der 1561 nach Schottland gekommen war, blieb bis zum Jahre 1571 in ihren Diensten und in ihrer Nähe. Es ist kein Zweifel, daß Maria Stuart ihren tragischen Ausgang hätte vermeiden können, wenn sie in dieser schwermütigen Entsagung, in diesen harmlosen Beschäftigungen — „dem Zeitvertreib einer armen Gefangenen" hat sie selbst sie genannt — ausgeharrt. Aber diese Selbstüberwindung lag nicht in ihrem Wesen, sie erschien ihr unköniglich und gegen Gottes Willen verstoßend, der sie zur Kämpferin und Blutzeugin seiner heiligen Kirche bestimmt hatte. Wenige Monate nach ihrer Ankunft in England hätte sie bei den Unterhandlungen mit ihrem Bruder Murray und den Abgesandten Elisabeths leicht einen dauernden Frieden schließen und ihre Freiheit gegen eine feierliche Abdankung erhalten können. „Nimmermehr," hat sie dagegen ihren Bevollmächtigten geschrieben, „werde ich darein willigen, meiner Krone zu entsagen, lieber will ich sterben. Ich gedenke das letzte Wort meines Lebens als Königin von Schottland zu sprechen."

Diese Hochherzigkeit, die Beständigkeit ihrer religiösen Überzeugung, die im Ausgange ihres Lebens einen mystischen Hauch und im Augenblick des Todes etwas von

der Verzückung der ersten Märtyrer annahm, die Unerschrockenheit ihrer Seele und die Majestät ihrer Haltung haben ihr das Mitleid der Nachwelt und die Bewunderung vieler gewonnen. Aber ihr Verschulden heben sie nicht auf. Gleich bei ihrer Ankunft in England, die Elisabeth ebenso wie ihre Minister Cecil, den späteren Lord-Schatzmeister Burghley und Walsingham überraschte und erschreckte, stellte sich die ganze Schwierigkeit der Lage, sowohl für Maria wie für Elisabeth heraus. Keineswegs war es der Plan Elisabeths, die Flüchtige festzuhalten; selbst Cecil bezeichnete es als eine große Gefahr für England und für die Königin, wenn Maria Stuart im Lande blieb, und Sir Francis Knollys, der erste, der im Auftrage Elisabeths die schottische Königin begrüßte und ihr einige ärmliche Geschenke seiner sparsamen Herrin an Wäsche und Kleiderstoffen überbrachte — so ärmlich, daß er sich schämte, sie zu überreichen — erklärte, daß es „so unehrenhaft wie gefährlich sein würde, Maria Stuart in englischer Gefangenschaft zu halten, ohne ihre Schuld der Welt gegenüber dargethan zu haben". Auf der anderen Seite wäre es großmütig, aber politisch unklug gewesen, sie nach Frankreich zu entlassen. Mit einem katholischen Heere würde sie nach Schottland zurückgekehrt sein und einen Krieg begonnen haben, in den auch England hineingerissen worden wäre. Schon bildeten die katholischen Edelleute in den nördlichen Grafschaften Englands einen

Hofstaat um Maria in Carlisle. Überdies verbat es sich Katharina de Medici, daß man die Schwiegertochter, die sie nicht liebte, an ihren Hof schickte. Als der beste Weg aus der Verwirrung schien den englischen Staatsmännern die Heimkehr Maria Stuarts nach Schottland. Allein die Schotten drohten, sie zu töten; laut und öffentlich beschuldigten sie die Königin als Ehebrecherin und Mörderin ihres Gatten, und Maria Stuart selbst wollte von keinem Ausgleich wissen, sondern als Fürstin in allen Ehren, mit kriegerischem Geleit wieder in Edinburgh einziehen. Nun war es doch von Elisabeth nicht nur politisch, sondern auch natürlich gehandelt, daß sie unter diesen Umständen in eine Zusammenkunft mit Maria Stuart nicht willigte. Sie wünschte, ehe sie sich zu einer Wiederherstellung der Vertriebenen entschloß, sich und England von der Unschuld derselben zu überzeugen. Im ersten richtigen Gefühl verwarf Maria Stuart jeden Antrag, sich in irgend welcher Form zu rechtfertigen und mit ihren rebellischen Unterthanen in eine Art Prozeß vor dem Tribunal der Königin von England einzutreten. Zu ihrem Unglück änderte sie ihren Entschluß in der Hoffnung, daß die schottischen Lords nichts Ernstes gegen sie vorbringen könnten, daß Elisabeth ihre trügerischen Verheißungen erfüllen würde. Am meisten vertraute sie auf den Schutz und die Neigung der englischen Großen. Thomas Howard, der Herzog von Norfolk, war der

mächtigste Mann im Lande, von katholischen Anwandlungen ergriffen, ihr ganz ergeben. Ihre Boten hatten ihm in geheimen Zusammenkünften den Vorschlag gemacht, sie zu heiraten, von Bothwell wolle sie sich scheiden lassen. Ehrgeizig und phantastisch, wie er war, ohne Klarheit in seinen Absichten und ohne rasche Entschlossenheit im Handeln, hatte der Herzog Feuer gefangen. Er versprach, die Angelegenheiten Marias sowohl Elisabeth wie Murray gegenüber zu einem guten Ende zu führen. Zu York und darauf zu Westminster fanden diese seltsamen Konferenzen statt, halb diplomatische Unterhandlungen, halb Anklage und Verteidigung, wie vor einem Gerichtshofe. Maria Stuart war durch Botschafter vertreten, mit den Abgesandten des schottischen Parlaments war Murray persönlich erschienen. Der Herzog von Norfolk, der Graf von Sussex, Sir Ralph Sadler — die englischen Bevollmächtigten — spielten bald die Richter, bald die Vermittler. Anfänglich hielt sich Murray nur in der Verteidigung, er hatte Norfolk versprochen, das silberne Kästchen mit Maria Stuarts Briefen an Bothwell nur im Notfalle zu zeigen. Aber gerade auf die Mitteilung und Veröffentlichung dieser Schriften gingen Elisabeths und Cecils Bestrebungen; aus diesen Briefen, von deren Inhalt sie eine ungefähre Kenntnis hatten, glaubten sie eine vernichtende Waffe gegen Maria Stuart schmieden zu können. Als darum infolge der Verabredungen

zwischen Murray und Norfolk die Konferenzen in York nicht von der Stelle rückten, verlegte sie Elisabeth nach Westminster, in ihre unmittelbare Nähe. Indem sie die vornehmsten Männer des Reiches, die katholischen Lords, daran teilzunehmen einlud, gab sie den Verhandlungen noch mehr Würde und Bedeutung.

Unbegreiflich, daß Maria Stuart nicht einlenkte. Sie wußte, daß Murray im Besitz des silbernen Kästchens sei, mit eigenen Augen hatten sich ihre Botschafter von der Echtheit ihrer Briefe überzeugt und doch verwarf sie den Ausgleich, den ihr der Bruder anbot. Weder wollte sie ihren Sohn als König, noch Murray als Regenten Schottlands anerkennen. Voll und unbeschränkt gedachte sie als Fürstin heimzukehren. An diesem Starrsinn scheiterte alles; als Elisabeth gelobte, die bestehende Ordnung in Schottland zu verteidigen, die etwaigen Rechte Jacobs VI. auf die Krone Englands im Falle ihres Todes nicht zu schmälern, ließ Murray, immer noch mit geheimem Widerstreben, die Papiere am 25. November 1568 auf den Tisch der Konferenz in Westminster legen. Jetzt waren alle Proteste der Botschafter Marias vergeblich, es nützte ihrer Herrin nichts, daß sie die Konferenzen abbrachen und nicht mehr im Saale erschienen; daß sie nachträglich gegen Murray eine Anklage auf Beteiligung bei Darnleys Mord schleuderten; die englischen Bevollmächtigten prüften am 14. Dezember in Hampton-Court

die Briefe Maria Stuarts in feierlicher Weise; niemand hat einen Einwand gegen ihre Echtheit vorzubringen vermocht. Damit war im Grunde das Schicksal Marias besiegelt. Der Zwiespalt zwischen ihr und dem protestantischen Teil des schottischen Volkes war unheilbar geworden. Elisabeth hatte eine Art Rechtfertigung gefunden, sie gefangen zu halten.

Nun ist das Leben der einen damit hingegangen, Verschwörungen zu ersinnen, und das der anderen, sie bald mit List, bald mit Gewalt abzuwehren; Erde, Himmel und Hölle hat Maria Stuart von ihrem Gefängnis aus zu ihrer Befreiung in Bewegung gesetzt. Die Päpste Pius V. und Gregor XIII. erließen Bannbullen und Absetzungsdekrete gegen Elisabeth; jungen fanatischen Engländern, die bald in Rom, bald in Rheims und Douay, in der englischen katholischen Emigration, in den Jesuitenschulen sich mit abenteuerlichen Mordplänen gegen die neue Jesabel trugen, erteilten sie den apostolischen Segen. Im Geheimen Rate König Philipps II. ist mit spanischer Ernsthaftigkeit und Grandezza Elisabeths Ermordung mehr als einmal erwogen und besprochen worden; noch in die letzte Verschwörung gegen ihr Leben, die des schwärmerischen Anthony Babington, war der spanische Gesandte Mendoza in Paris eingeweiht, er besoldete die Verschwörer und Meuchelmörder. Denn ohne ausländische Hülfe waren die Katholiken in England und Schottland

zu schwach, Elisabeths Sturz und Marias Befreiung und Erhebung zu bewirken. Philipp II. von Spanien war so durch Gesinnung wie durch Macht und Stellung der Vorkämpfer des Katholizismus, der Beschützer Marias, der Gegner Elisabeths. An ihn richteten sich denn auch alle Bitten der Gefangenen, alle Pläne zu ihrer Befreiung. Die Schätze Mexikos und Perus in spanischen Silberthalern wurden in diesen Unternehmungen, die alle scheitern sollten, vergeudet. Im entscheidenden Augenblicke griffen die vielen geheimen Federn und Räder niemals genau in einander ein; die Maschine war zu künstlich, um wirken zu können. Als die Katholiken im Norden Englands, unter den Grafen Northumberland und Westmoreland im Herbst 1569 aufstanden, blieben die spanischen Hülfstruppen, die man aus den Niederlanden, von dem Herzog Alba erwartet hatte, aus, und die Aufrührer wurden unter großen Verlusten von dem Grafen Sussex zersprengt und zur Unterwerfung genötigt. In der Verfolgung seiner Heiratspläne ließ sich der Herzog von Norfolk wiederholt — einmal hatte ihm Elisabeth verziehen — von den Einflüsterungen Marias zu hochverräterischen Plänen und einem geheimen Bunde mit den Spaniern verleiten. Von zu vielen gewußt, bei der Unentschlossenheit des Herzogs, der wollte und nicht wollte, ward die Verschwörung verraten; Norfolk büßte seine Schuld am 2. Juni 1572 auf Towerhill, bis zuletzt be-

hauptend, daß er gegen das Leben und die Krone Elisabeths nichts Verbrecherisches beabsichtigt habe. In einem Briefe an die Königin bat er sie, sich seiner Kinder anzunehmen und seine Schulden zu bezahlen; reuig beklagte er seine Verbindungen mit Maria Stuart und schloß mit der schmerzlichen und bitteren Bemerkung, daß nichts zu einem glücklichen Ende käme, was für sie oder von ihr unternommen würde.

So erschütternd diese Schicksalsschläge waren, so tief sie Marias Herz in Mitleidenschaft zogen, sie beugten die Spannkraft ihrer Seele, ihren erfinderischen Geist nicht nieder. Aus allen Enttäuschungen erhob sie sich nach einer Pause der Ermattung und scheinbaren Ergebung in das Unvermeidliche wieder: eine unzerbrechliche, stählerne Feder, vielgewandt, verführerisch, Armida und Eris in einer Gestalt. Rastlos ist sie im Geheimen mit ihren beiden Schreibern beschäftigt, Briefe aufzusetzen und zu chiffrieren, empfangene zu entziffern, zerrissene Fäden wieder zusammenzubinden, neue zu spinnen. Wenige Jahre nach Norfolks Enthauptung denkt sie an eine Vermählung mit Don Juan d'Austria, dem Ritter der katholischen Kirche, der in den Niederlanden das spanische Heer befehligt und in schlaflosen Nächten von einem Einfall in England und der Befreiung Marias träumt. In der stürmischen Minderjährigkeit ihres Sohnes, wo Murray durch Mörderhand fällt, Kirkaldy und Morton

auf dem Schaffot sterben, gewinnt ein und ein anderes Mal ihre Partei vorübergehend die Oberhand; gleich ist sie bereit, weitaussehende Entwürfe daran zu knüpfen: die Wiederherstellung des Katholizismus auf der Insel, die Entthronung Elisabeths. Auch diese Trugbilder verschwinden, der König von Spanien scheint in seinem Eifer für sie nach so vielen fehlgeschlagenen Unternehmungen zu ermüden; da enterbt sie ihren Sohn, weil er von dem katholischen Glauben abgefallen sei, und vermacht Philipp II. ihre Krone von Schottland und ihre Ansprüche auf England. Seit 1584 arbeiten dann Mendoza in Paris, der siegreiche Herzog Alessandro Farnese in Brüssel mit dem Herzog Heinrich von Guise an den Vorbereitungen zu einem Feldzuge gegen England, zu einem Aufstande der Katholiken in Britannien. Alles vergebens. Die Gefangene wurde am 18. Februar 1587 im Schlosse Fotheringhay hingerichtet.

Die Nichten des Kardinals Mazarin.

Mazarin, der Nachfolger Richelieus, machte sich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. der Königin-Mutter, Anna von Österreich, unentbehrlich. Er floh vor den Unruhen der Fronde, d. h. der gegen seine absolute Regierungspolitik gerichteten Partei, kehrte aber bald nach Paris zurück. Ein beißendes Wort Colberts, des Finanzministers Ludwigs XVI., charakterisiert die Verschwendungssucht des Kardinals. Er schrieb diesem: „Ich ersuche Ew. Herrlichkeit, daran zu denken, den Bestand Ihres Stalles zu vermindern und „Ihre Familie“ nicht zu vermehren. Diese „Familie“ bildeten die Nichten Mazarins. Er hatte zwei verheiratete Schwestern, Frau Mancini und Frau Martinozzi, in Rom. Der Kardinal ließ deren Töchter nacheinander nach Brühl kommen, um mit ihnen Geschäfte zu machen.

Laura Mancini war Herzogin von Mercoeur geworden. Laura Martinozzi heiratete den Erbprinzen von Modena. Maria Mancini ward dem Connetabel Colonna zur Frau gegeben, Hortensia war die nachmalige Herzogin von Mazarin, Marie Anna heiratete den Herzog von Bouillon. Anna Maria Martinozzi wurde mit dem Prinzen von Conti, Bruder Condés, vermählt.

Olympia Mancini kam, zehn Jahre alt, mit ihrer älteren Schwester Laura aus Rom nach Frankreich. Frau von Motteville teilt uns mit, welchen Eindruck das Kind auf sie gemacht: „Sie war braun, hatte ein langes Gesicht und ein spitzes Kinn. Ihre Augen waren klein, aber lebhaft, und man konnte hoffen, daß das Alter von fünfzehn Jahren ihnen einigen Reiz verleihen werde.“ Ihre Erziehung, die man zu Rom in einem Kloster begonnen, ward in Paris unter Obhut der Königin fortgesetzt. Zur Zeit, als der Kardinal sich nach Brühl zurückzog, war Olympia 14 Jahre alt. Sie hatte nicht viel Ähnlichkeit mit ihrer Schwester Laura und ihrer Cousine Martinozzi, und ihre Erziehung war vielleicht eine weniger leichte Aufgabe, als die ihrer Gefährtinnen. Mit dem König, ihrem Altersgenossen, gleichsam aufgewachsen und schon damals klug und gewandt, nahm sie mehr als die andern an seinen Spielen teil und gewöhnte ihn an eine Art Bevorzugung, die mit dem Alter zunahm. Diese Lieblingsgefährtin des jungen Königs besaß keine

Schönheit, die seiner Eitelkeit hätte schmeicheln können, sie fesselte ihn vielmehr durch ihr lebhaftes, einnehmendes, geschicktes Wesen, durch ihr feines Gefühl, seinen Geschmack und seine Wünsche zu erraten. Die Zuneigung des Königs zu Mlle. Mancini ward bald eine wichtige Angelegenheit, die Hof und Staat lebhaft beschäftigte. Man fragte sich, ob der Kardinal, der den Rang der Prinzen von Geblüt nicht zu hoch für seine Nichten fand, der eine derselben eben erst an einen regierenden Herzog vermählt hatte, auf halbem Wege stehen bleiben werde. Hatte derselbe wirklich die Absicht, aus seiner Nichte eine Königin zu machen? Die Gedanken eines solchen Mannes sind schwer zu erraten, und vielleicht wußte er selbst noch nicht genau, welchen Vorteil er aus der Zuneigung des Königs zu Olympia ziehen werde. Jedenfalls begreift man, daß er denselben gern gewähren ließ, denn er hatte dadurch seinen jungen Gebieter unter seiner Aufsicht und hielt ihn gleichsam in seinem Hause gefangen. Sein Stern glänzte in diesem Augenblick so hell, daß man allgemein glaubte, er werde sein Glück bis aufs äußerste verfolgen. So war denn Olympia für einige Zeit die Gottheit des Hofes, von allen ward ihr Weihrauch gestreut, und jeder suchte für die geheimsten Wünsche seines Ehrgeizes bei ihr Gehör zu finden. Olympia teilte den Geschmack des Königs für Theatervorstellungen, und beide verbrachten ihre Zeit damit, Ballette zur Aufführung vorzubereiten.

Richelieu hatte 300000 Franken ausgegeben, um seine Tragödien spielen zu lassen, Mazarin verschwendete ähnliche Summen für seine Ballette und Opern, die eigentlich erst er aus Italien eingeführt hatte. Er ließ die Entwürfe dazu aus Mailand und Mantua kommen und ebenso die Maschinisten, die Dekorationen, und alles, was diese großen Theaterneuerungen erheischten.

Nach der Fronde wurden die Ballette, Caroussels, Maskenaufzüge, Ringelrennen und andere Spiele sehr beliebt und ließen die politischen Leidenschaften vergessen. Olympia verstand es vortrefflich, ihren Oheim in diesem angenehmen Regierungsmittel beizustehen, und der König selbst ließ sich die Sache so angelegen sein, daß er in einem einzigen Stück, dem Ballet „Die Hochzeit der Thetis und des Peleus", dem prachtvollsten, das man je gesehen, fünf Rollen hintereinander spielte, nämlich die des Apollo, des Mars und die einer Dryade, einer Furie und eines Höflings; es war ihm keine Rolle zu schlecht. Im Winter 1656 gab dieser unermüdliche Schauspieler wöchentlich drei Vorstellungen seines Balletts. Olympia that dabei auch ihr Möglichstes, beschränkte sich aber auf eine einzige Rolle, die der Göttin der Musik, da sie andere Gedanken als das Theater im Kopfe hatte. Die Bevorzugung, die ihr Ludwig XIV. angedeihen ließ, hatte nicht so schnell, wie sie gehofft, sich zum Ernste gewandt, und sie fing an, sich klar zu werden, daß dieselbe

vielleicht zu gar nichts Bestimmtem führen werde. Der König schien für sie nur noch ein Theaterliebhaber zu sein, der mit seinen Rollen mehr als mit seiner Geliebten beschäftigt war. Was die Königin anbetrifft, so sagt uns Frau von Motteville, daß sie wegen dieser Zuneigung nicht böse war, aber daß sie es nicht leiden konnte, wenn man auch nur im Scherze von dieser Freundschaft als von einer Sache sprach, die zu einer gesetzlichen Verbindung führen könne, ihre Seele habe einen Abscheu gegen eine solche Erniedrigung gehabt.

Der König seinerseits brauchte nur um sich zu blicken, um verführerischere Schönheiten zu gewahren, als Olympia. Ihre Eifersucht offenbarte sich bei mancher Gelegenheit, die Aufmerksamkeiten von Seiten des Königs hörten auf, es traten häufig Spannungen ein, und da Leidenschaft Olympia nicht verblendete, so erkannte sie, daß es Zeit sei, thörichte Hoffnungen aufzugeben und einem ernsten Ziele nachzudenken. Nicht ohne Ärger hatte sie die hohe Verbindung ihrer Cousine gesehen und hätte sich schon damals mit dem Prinzen Conti begnügt und ihren zweifelhaften Aussichten auf eine Heirat mit dem Könige einen schnelleren und sicheren Erfolg vorgezogen. Aber Sarazin, des Prinzen Bevollmächtigter, soll in seinen Briefen ein wenig schmeichelhaftes Bild von Olympia gemacht haben, und er warb für seinen Herrn um die Hand des Fräulein Martinozzi. Nicht besser glückte es

unserer Heldin mit dem Prinzen von Modena, und später schlug Armand de la Meillerie, den Mazarin zum Neffen zu haben wünschte, eine Verbindung mit Olympia aus und faßte eine heftige Leidenschaft für deren jüngere Schwester Hortensia.

Alles schien ihr demnach fehlzuschlagen, als der Prinz Eugen de Carignan, aus dem Hause Savoyen, der wahrscheinlich wie so viele andere, den Cardinal erheiraten wollte, als Bewerber auftrat. Seine Mutter, die Prinzessin Carignan, drängte den Minister sehr zu dieser Vermählung; doch beeilte sich dieser nicht sonderlich. Warum zögerte er? War ihm die Verbindung nicht schön genug? An Eugen von Carignan hatte er einen ausländischen Prinzen und zu gleicher Zeit einen französischen Prinzen von Geblüt. Was konnte er also Besseres wünschen? Er liebte seine Nichte Olympia sehr, und wenn wir der Frau von La Fayette glauben, so schwebte ihm wohl der Wunsch vor, sie auf den Thron zu erheben, aber die Horoskopensteller hatten ihm alle so fest versichert, sie könne nicht dahin gelangen, daß er diesen Gedanken aufgab.

Da Eugen von Carignan von mütterlicher Seite mit den Bourbons verwandt war, so ließ er für ihn den Titel eines Grafen von Soissons wieder aufleben, und Olympia, die auf diese Weise Prinzessin von Geblüt geworden, bekam als Auszeichnung den Namen „die Frau Gräfin“.

Der König fand sich in diese Heirat, und zwar so gut, daß die Königin darüber ganz leise zu Frau von Motteville sagte: „Habe ich es Ihnen doch gesagt, daß von dieser Neigung nichts zu fürchten sei". In Wirklichkeit brachte diese Heirat die jungen Leute einander näher, statt sie zu entzweien, und es verging kaum ein Tag, an dem der König nicht wenigstens auf einen Augenblick im Hotel Soissons erschienen wäre. Auch Olympia bekam augenscheinlich ihre gute Laune wieder; beruhigt über ihre Zukunft und gewiß auch zufrieden mit dem hohen Range, zu dem sie gelangt, dachte sie nur noch daran, den König an sich zu fesseln. Man wird sich wohl fragen, welcher Art das Verhältnis beider gewesen. Ludwig hatte gerade, als Olympia sich vermählte, sein achtzehntes Jahr zurückgelegt, und nach den vertraulichen Mitteilungen, welche Zeitgenossen uns zu machen wagen, war damals für ihn das Alter der Unschuld wohl vorüber. Als er sechzehn Jahre alt war, hätte man geglaubt, er habe zwanzig, und sein Kammerdiener la Porte hat die Gefälligkeit, uns darüber mit den geheimsten Einzelheiten bekannt zu machen. Anna von Österreich hatte eine Kammerfrau, die in ihre Geheimnisse am besten eingeweiht war; sie hieß Frau von Bauvais und ward von ihrer Gebieterin im vertraulichen Ton kurzweg „Käthe die Einäugige" genannt. Sie war in der That einäugig, besaß weder Tugend noch Schönheit, aber dafür umsomehr

verliebte Neigungen. Saint-Simon berichtet uns als eine bewahrheitete Sache in Ausdrücken, die hier keinen Platz finden können, wie der jugendliche König der Reize von Käthe der Einäugigen erlegen ist. Der sechzehnjährige König, welcher die kleinen Mädchen nicht liebte, konnte den Zauberkünsten dieser alten Circe nicht widerstehen.

Der junge Fürst war eines Nachts, als er bei seiner kranken Mutter wachte, eingeschlafen. Frau von Motteville, die ebenfalls bei ihrer Gebieterin wachte, betrachtete den Schlafenden und fand ihn in seinem Schlummer so schön, daß ihr etwas schwärmerischer Kopf davon ganz verwirrt ward. Die fromme Frau suchte im Gebete Kraft gegen die Verführung. Frau von Beauvais scheint bei ähnlichen Fällen nicht zum Gebete ihre Zuflucht genommen zu haben. Sie war es, die mit wenig Glanz die Liste eröffnete, auf welcher wir die Namen la Valière und Montespan finden. Dieser Ehre hatte Käthe die Einäugige ein prächtiges Hotel zu verdanken, wo sie die große Dame spielte, und ihr Sohn, der Baron von Beauvais, ward eine wirkliche Person von Bedeutung. Nach diesem ersten, etwas sonderbaren Versuch wandte der Monarch seine Huldigungen einer kleinen Gärtnerin zu und hatte von derselben eine Tochter, die ohne Glanz erzogen und später heimlich einem bescheidenen Edelmanne vermählt ward. Obgleich sie dem Dauphin glich, erlaubte die Erinnerung an ihre Mutter nicht, daß sie auf der Weltbühne eine große Rolle spielte.

In einem anderen Kreise war die Herzogin von Chatillon eine von denen, welche der König mit seinen Blicken beehrte. Sie war auch nicht spröder als Frau von Beauvais, hatte aber vor derselben ihre große Schönheit voraus. Condé hatte sie geliebt und in seine Partei mit fortgerissen, wo sie sich bemühte, ihm auf ihre Art große Dienste zu leisten, denn sie ging in der Liebe und der Ergebung für den Prinzen so weit, möglichst viel Liebhaber zu gewinnen, um aus ihnen, wie sie sagte, Parteigänger ihres Helden zu machen. Das war ihre Weise, für die Fronde und Condé zu werben, und es mußte der schönen Chatillon als ein wünschenswertes Meisterstück erscheinen, auch den König auf diese angenehme Art in jene Partei zu ziehen und ihn Mazarin abwendig zu machen. Diese Eroberung wäre mehr wert gewesen, als viele andere, und Madame Chatillon war die Frau dazu, dieselbe zu unternehmen; aber der König war damals gar zu jung. Einige Jahre später jedoch sah er die schöne Herzogin nicht ohne Interesse. Ging die Sache weiter? Liebte sie Condé noch immer, und fuhr sie fort, für ihn Parteigänger anzuwerben?

Der junge Fürst hatte öfter derartige vorübergehende Neigungen. Haben wir doch schon gemeldet, daß er sich eines Tages sogar erlaubte, die Tugend der schönen Conti zu erschrecken. War deren Cousine Olympia auch eines solchen tugendhaften Zornes fähig, oder waren des Königs

Spiele mit ihr unschuldiger Art? Sie waren eines Alters und mußten während ihrer gemeinschaftlichen Studien und Erholungen sich mit ziemlich großer Freiheit bewegt haben. Bei der frühen Entwickelung des Königs, bei dem ränkevollen Geist und der italienischen Lebhaftigkeit seiner Freundin muß sich uns die Frage aufdrängen, welcher Natur wohl ihre Beziehungen gewesen sein mögen. Mag man immerhin voraussetzen, daß Frau von Venelle ihre Schülerin bis zum Tage ihrer Heirat sorgfältig überwacht habe, so fand doch der König bei seinen täglichen Besuchen im Hotel Soissons nicht mehr dieselben Hindernisse. Die Herzogin that gewiß alles, um den erlauchten Gefangenen in ihren Fesseln festzuhalten. Allerdings bannten ihn andere Fesseln häufig anderweitig fest, allein Olympia wußte den Umständen Rechnung zu tragen. Für sie war es schon viel, daß der König wenigstens in seinen Besuchen Beständigkeit zeigte und über sie den Schein der Gunst ausbreitete. „Ihr Alter von achtzehn Jahren," sagte Frau von Motteville, „ihre vollen Formen, ihre schönen Arme und Hände, die Gunst und ein großer Putz verliehen ihrer mittelmäßigen Schönheit viel Glanz."

Ludwig XIV. ward Ende Juni 1658 in Calais krank, sein Leben stand in hoher Gefahr, aber seine Genesung kam rasch. Dies war gerade die Zeit, wo die Zuneigung des Königs zu Marie, Schwester der Obigen,

anfing eine ernste zu werden, und wo dieselbe ihrer Herrschaft sicher, von ihm verlangte, er solle ihre Schwester nicht mehr sehen.

So blieb denn dieser Fürst kalt gegen die Herzogin, so lange als er die eifersüchtige Marie liebte. Dem armen Grafen schien es sehr wehe zu thun, daß der König seine Frau nicht mehr besuchte, „denn" — sagt uns Frau von Motteville — „er war ein braver Mann und namentlich ein guter Ehemann".

Von Marie losgerissen, versöhnte sich Ludwig XIV. nach seiner Heirat wieder mit Olympia. Die Hand des Cardinals knüpfte die Fäden dieser Verbindung wieder an, nachdem er in auffälliger Weise die Bande zwischen dem Prinzen und Marie zerrissen. Bei dieser Angelegenheit findet man Mazarin ganz wieder; er verwandte die Geschicklichkeit eines seiner zuverlässigsten Getreuen, diese Wiederannäherung zu bewirken, und ließ sich täglich die geringsten Kleinigkeiten darüber nach den Pyrenäen berichten.

„Der König hat," meldete man ihm, „das Mittel gefunden, spielend von Bordeaux hierher zu kommen. Vom zweiten Tage nämlich an hat er die Kutsche der Königin verlassen und ist mit Frau von Soissons allein und mit Frau von Uzes in die seinige gestiegen, in der Kutsche haben sie aus einer Maschine einen Tisch gemacht, worauf sie beide ein Spiel spielen, worin sie drei- bis

vierhundert Pistolen verlieren können. Doch ist der Verlust noch nicht so groß geworden, und außerdem verliert der König. Er hat wieder angefangen, mit der Frau Gräfin zu sprechen, zu lachen und namentlich zu spielen, mehr als mit sonst jemandem, es geht demnach so gut, wie man es nur wünschen kann, und es dauert so schon sechs Tage lang; so haben alle Tage beide zusammen in der Kutsche gespeist, ohne auszusteigen."

So erlangte Olympia, von der Hand ihres Oheims geleitet, nach und nach wieder die Gunst ihres königlichen Freundes. „Der König", sagt uns La Fare, „hatte vielen Umgang mit der Gräfin von Soissons, die er alle Tage besuchte, selbst noch zur Zeit als er in Fräulein de la Vallière verliebt war." Schon lange hatte der Cardinal nach einer glänzenden Stelle für seine Nichte gestrebt, und machte Olympia jetzt zur Oberintendantin des Hauses der Königin und dadurch zur ersten Dame des Hofes. Diese Stellung, das Ansehen, dessen sie sich erfreute, ihre große Heirat erlaubten ihr, in einem Glanze sondergleichen zu leben.

In der Umgebung der jungen Königin befand sich eine Ehrendame, die Herzogin von Navailles, der es einfiel, gewisse Fenster vermauern zu lassen, die der König zu nächtlichen Besuchen in den Gemächern der Ehrenfräuleins benutzt haben soll. Sie sagte dem Könige ins Gesicht, „daß sie ihr Amt versehen und nicht leiden

würde, daß die Stube der Jungfrauen entehrt werde". Das war eine Kriegserklärung an den König, der darauf mit einem vollständigen Regiment über die Befugnisse der Ehrendame und der Oberintendantin antwortete; diese letztere versah wahrscheinlich ihr Amt auf weniger grausame Weise; aber der Zwist dieser großen Damen teilte den Hof in zwei Heerlager, ihre Männer mischten sich in den Streit, und der Graf von Soissons forderte den Herzog von Navailles heraus, um mit den Waffen in der Hand den Kampf auszufechten.

Übrigens nahm die Gräfin die Liebe des Königs zur la Valière sehr übel auf. Ludwig XIV. hatte den Marquis von Vardes zum Vertrauten dieser Leidenschaft gewählt, und derselbe versuchte auf Befehl des Königs, Olympias Herz zu erobern.

Die Gräfin wußte auf eine geschickte und großartige Weise die Dame des Hauses zu spielen, und bei ihr ward sozusagen der Hof gehalten. Der König hatte wieder die Gewohnheit angenommen, bei ihr seine Erholungen und Vergnügungen zu suchen, hier brachte er seine Abende zu, und Spiel und Gespräch hielten ihn oft sehr spät zurück. „Nichts," sagt Saint-Simon, „kam dem Glanze der Gräfin von Soissons gleich; weder vor noch nach seiner Heirat wich der König von ihr; sie war die Gebieterin des Hofes, der Festlichkeiten und Gunstbezeugungen.

Als sich jedoch der König ernstlicher der la Vallière hingegeben, kam er weniger häufig zur Herzogin, entweder weil er sich von seiner Geliebten nicht trennen konnte, oder weil diese ihn von einer Gesellschaft zurückhielt, an der sie keinen Gefallen fand. Fräulein von la Vallière flößte ihrerseits dem Hotel Soissons keine günstige Gesinnung ein. Man war daselbst vielmehr sehr gegen sie eingenommen, weil sie sich keiner Partei anschließen wollte, weil sie alles ihrer Liebe verdankte und vom Könige nichts verlangte als Gegenliebe.

Vardes und die Gräfin sahen dies Verhältnis sehr ungern und zettelten deswegen eine kleine Verschwörung gegen die la Vallière an. Sie waren auch nicht die einzigen, denen die neue Favorite ein Dorn im Auge war; die Schwägerin Ludwigs XIV., „Madame“, welcher der König einige Aufmerksamkeit bewiesen hatte, sah diese wirkliche Leidenschaft ebenfalls nicht ohne Ärger. Inzwischen nahm sie in Ermangelung anderer die Huldigungen des schönen Grafen von Guiche gütig auf, der, ein Sohn des Marschalls von Gramont und Neffe des durch seine Memoiren berühmten Ritters, damals der Held des Tages war. Er kam aus fernen Landen zurück, wohin er wie ein Paladin des Mittelalters zum Kampfe gezogen war, und man sprach von nichts als von seinen Abenteuern und Großthaten. Übrigens hatte derselbe neben seinem Streben nach dem Außergewöhnlichen ein ziemlich seltenes Verdienst,

indem er alle Arten von Sprachen sprach; er zeichnete sich ferner in allen körperlichen Übungen aus und bezauberte namentlich die Frauen durch den romanhaften Schwung seines Wesens. „Der Graf von Guiche,“ schreibt Frau von Savigné, „ist am Hofe eine Persönlichkeit eigener Art, ein Romanheld, der den übrigen Menschen in nichts gleicht.“

Übrigens war die Zeit seinen glänzenden Eigentümlichkeiten günstig, und neben Vardes errang er die größten Erfolge in den vornehmen Kreisen, obgleich diese beiden Persönlichkeiten einander keineswegs glichen. Vardes war weniger ritterlich, besaß aber eine größere Anziehungskraft und eine mehr ausgedachte vollendetere Kunst, zu gefallen. Was Lauzun anbetrifft, dessen Name viel berühmter ist, so war er nur ein hochtrabender Stutzer, von mittelmäßigen persönlichen Vorzügen, und hatte nur seinen beißenden Witz und sein freches Wesen für sich, er hielt keinen Vergleich mit den oben Genannten aus.

Natürlich suchte der Graf von Guiche auch ein außergewöhnliches Liebesverhältnis und wagte deswegen seine Augen bis zu Madame zu erheben. Diese war schön und geistreich, hatte eine ebenso große Neigung zum Romanhaften wie er und liebte Abenteuer und Gefahren. Nachdem sie zuerst Briefe von ihm empfangen, mit denen man hätte ganze Bände ausfüllen können, empfing sie zuletzt ihn selbst. Henriettens nachsichtige Geschichts-

schreiberin, Frau von la Fayette, gesteht diese Zusammenkünfte ein, sucht sie jedoch in möglichst günstigem Lichte darzustellen.

„Der Graf von Guiche," sagt sie, „fand nichts schöner, als Wagnisse zu bestehen, und ohne eine wahre Leidenschaft für einander zu haben, setzten sich Madame und er der größten Gefahr aus, der man sich je ausgesetzt. Madame war krank und von allen ihren Frauen umgeben . . . Sie ließ manchmal bei hellem Tage den Grafen von Guiche zu sich kommen, der als Wahrsagerin verkleidet, selbst den Frauen von Madame die Zukunft prophezeite, ohne daß diese ihn erkannten, obgleich sie doch Gelegenheit hatten, ihn alle Tage zu sehen. Ein andermal kam er in anderer Verkleidung, aber immer unter großen Wagnissen, und diese gefahrvollen Zusammenkünfte gingen damit hin, sich über Monsieur lustig zu machen."

Wir wollen es Frau von la Fayette aufs Wort glauben, daß so kostbare Augenblicke auf diese merkwürdige Art verbracht wurden. Vardes als Freund des Grafen war der Vertraute dieser Zusammenkunft, und folgendes ist der Plan, den sie alle gemeinschaftlich entwarfen, um die la Vallière zu verdrängen und durch eine Geliebte ihrer Wahl zu ersetzen. Die Gräfin von Soissons hatte in dem Gemache der Königin den Umschlag eines Briefes gefunden, den die Königin aus

Spanien empfangen. Die Verschwörer legten in denselben ein anderes Schreiben, in welchem die Königin von der Liebe des Königs und der la Vallière unterrichtet wird. Der Brief war von Vardes abgefaßt und von Guiche ins Spanische übersetzt worden. Man gab ihn der Sennora Molina, Maria Theresiens Kammerfrau, zur Übermittelung an ihre Gebieterin, diese schöpfte aber Argwohn und überbrachte den Brief nicht der Königin, sondern dem Könige.

„Die Molina," sagt Frau von Motteville, „hat mir erzählt, der König sei in dem Augenblick, wo er den Brief gelesen, rot geworden und habe von dem Abenteuer sehr überrascht geschienen . . . In seiner Verwirrung fragte er die Molina barsch, ob die Königin diesen Brief gelesen habe?"

Doch fiel der König mit seinem Verdacht nicht auf die wirklich Schuldigen; er hatte zu großes Vertrauen zu Vardes und fragte gerade ihn in dieser zarten Angelegenheit um Rat. Für Vardes war es nicht schwer, den König zu überzeugen, daß dieser schlechte Streich ihm von jener Herzogin von Navailles gespielt worden, die Seine Majestät eine „überspannte Verbesserin des Menschengeschlechts" zu nennen pflegte, und die ihr Amt auf so lästige Weise versah; sie ward dann auch vom Hofe entfernt.

Obgleich dieser Anschlag mißlungen, verloren Vardes

und Olympia doch den Mut nicht und arbeiteten aus allen Kräften daran, die la Vallière durch ein Ehrenfräulein der Königin, Fräulein de la Motte-Houdancourt, zu verdrängen. Es gelang der Gräfin, dem König einzureden, daß diese Schöne in heftiger Leidenschaft zu ihm entbrannt, und derselbe ließ sich endlich auf ein Verhältnis mit ihr ein, ohne darum auf die la Vallière zu verzichten. Er war entzückt über die Briefchen, die ihm Fräulein Houdancourt sandte, obgleich man dieser nur einen mittelmäßigen Verstand zuschrieb. Olympia und Vardes wußten Hülfe, und sie schrieben die Briefe für das Fräulein.

Vardes, der durch diese Intrigue mit Madame in Berührung gekommen, geriet auf den Einfall, den Grafen von Guiche bei derselben auszustechen, und es gelang ihm durch ganz teuflische Umtriebe, den armen Grafen nach Lothringen schicken zu lassen. Dieser ging krank und in Verzweiflung, nachdem er sein Leben aufs Spiel gesetzt, um unter der seltsamsten Verkleidung Madame ein letztes Mal zu sehen. Er schied, indem er seine teuersten Interessen dem Freunde anvertraute. Mit den Geheimnissen, die er besaß, nistete sich dieser bei Henriette ganz ein. Vardes gewann zuerst ihr Vertrauen, wußte dann zu gefallen, fand weniger schwierige Mittel als sein Vorgänger, um Madame zu sehen, und brachte die Zeit der Zusammenkünfte kaum damit zu, den Kammerzofen wahr zu sagen und sich über den Herrn Gemahl lustig zu

machen. Frau von la Fayette schreibt: „Vardes hat in vertrautem Umgange mit Madame gestanden, und sein Verhältnis zur Gräfin Soissons, die nicht schön gewesen, konnte ihn nicht bewegen, den Reizen der Prinzessin zu entsagen.“ Die arme Olympia war darüber gewaltig eifersüchtig, und auch über diesen Punkt giebt uns Frau von la Fayette hinreichenden Aufschluß. „Die Gräfin von Soissons, die schon seit lange bis zum Wahnsinn eifersüchtig auf Madame gewesen, hörte deswegen nicht auf, mit derselben auf gutem Fuße zu leben. Eines Tages, als sie krank war, bat sie Madame, sie zu besuchen und warf ihr den Umgang vor, den sie ohne ihr Wissen schon seit drei Jahren mit Vardes gehabt . . . Ein anderes Mal ließ sie Madame wieder zu sich bitten, und die Prinzessin fand sie in unsäglichem Schmerze über die Verrätereien ihres Geliebten . . . Sie erzählte derselben alles, was sie wußte, und beide zusammen fanden durch Vergleichung ihrer Erlebnisse, daß sie auf eine Weise betrogen worden, welche alle Einbildungskraft übersteigt. Die Gräfin schwor, Vardes in ihrem Leben nicht wiederzusehen, doch was vermag nicht eine heftige Leidenschaft! Vardes spielte seine Rolle so gut, daß er sie besänftigte.“

Olympia täuschte sich nur zu gern über diesen Treulosen, von dem man sich nicht losreißen konnte. Dieser liebenswürdige Mensch hatte seinen Freund und seine

Geliebten zugleich verraten, er hatte seinen Gebieter hintergangen, und so erlag er auch der Versuchung, Madame zu täuschen; es war das wie eine Künstlerleidenschaft, der er niemals widerstehen konnte. Briefe von ihrem Bruder Karl II., welche Henriette ihm anvertraute, zeigte Vardes dem Könige; die Korrespondenz zwischen Guiche und der Prinzessin, welche er in seine Hände zu spielen gewußt, wollte er nicht mehr herausgeben; ja, die schöne Henriette mußte sogar erfahren, daß er in sehr leichtfertiger Weise sich über sie auslasse. So hatte er dem Ritter von Lothringen gesagt, dieser habe Unrecht, sich mit den Zofen abzugeben, da er mit Madame leichter fertig werden könne, als mit ihren Dienerinnen. Die Prinzessin, aufs äußerste gebracht, beklagte sich beim König, und Vardes ward in die Bastille gebracht. Aber Olympia war in Verzweiflung, daß man sie eines Anbeters beraube, mit dem sie soviel Ursache hatte, zufrieden zu sein; sie liebte ihn bis zum Rasendwerden und wehklagte, daß es schändlich von Madame sei, ihr Vardes gewissermaßen durch ihre Liebe wie durch ihren Haß zu entreißen. Ganz von Sinnen, dachte sie als echte Italienerin nur noch daran, sich zu rächen und lief zum König, um, ihrer Nebenbuhlerin zur Qual, auch den Grafen von Guiche zu Grunde zu richten; sie beschuldigte ihn, irgend ein Staatsverbrechen, man glaubt, die Auslieferung von Dünkirchen an die Engländer, im Sinne

gehabt zu haben, und sie verriet, daß er den spanischen Brief an die Königin geschrieben habe. Madame machte auch Geständnisse, und es schien, als hätten die beiden Damen es darauf angelegt, sich gegenseitig zu Grunde zu richten. Indem der König ihre Enthüllungen verglich, durchschaute er zuletzt das ganze Getriebe, konnte jedoch nicht ohne Anstrengung alle Fäden der Intrigue entdecken, denn der schlaue Vardes hatte sie so durcheinandergeworfen, daß es Frau von la Fayette in ihrer Erzählung kaum gelingt, die Geschichte zu entwirren.

Vardes ward zur Strafe für so viele Missethaten in die Citadelle von Montpellier eingeschlossen; doch glücklicher, als der weniger schuldige Lauzun, war er schon nach zwei Jahren aus dem Gefängnisse entlassen und in sein Gouvernement von Aigues Mortes verbannt.

Hätte der König ihn damals wiedergesehen, so würde er seinem teuern Vardes wahrscheinlich ganz verziehen haben; man konnte dem liebenswürdigen Verräter nicht lange zürnen. Auch ließ sich Ludwig XIV. in der That erweichen, sobald er ihn wiedersah, während Lauzun, der nicht liebenswürdig genug war, um seine treulosen Streiche vergessen zu machen, nie wieder zu Gnaden gelangte. Die Gräfin von Soissons ward nebst ihrem armen Gemahl, der bei der ganzen Affaire unschuldig gewesen, ebenfalls in ihr Gouvernement der Champagne verwiesen. Es dauerte aber diese Verbannung nicht lange,

die Gräfin kam bald nach Versailles zurück und führte ihr früheres großartiges Leben weiter, denn trotz ihrer Ungnade war sie Oberintendantin geblieben. Der König, der ganz seinen Geliebten angehörte, besuchte sie jedoch nicht mehr auf so vertrauliche Weise wie früher. Überdies wurde Olympia durch ihre häufigen Schwangerschaften, wenn nicht gerade vom Hofe entfernt, doch genötigt, sich etwas zurückzuziehen oder wenigstens ihre Leidenschaft, an den Vergnügungen des Königs teil zu nehmen, ein wenig zu mäßigen. Sie hatte sich gegen die la Vallière verschworen, weil dieselbe nicht ihre Freundin gewesen, aber Olympia gewann nicht beim Tausche, als eine andere die Herzogin ersetzte, sie war auch mit der stolzen Montespan in stetem Zwiste, welche, blos Ehrendame der Königin, aus allen Kräften nach der Stelle der Oberintendantin strebte.

Ein Befehl des Gebieters, ein Donnerschlag hatte der Gräfin ihren teuern Vardes entrissen, und dieser Titane der Galanterie und der Intrigue war jetzt in eine kleine Stadt der Provence vergraben. Das war ein bitterer Verlust für Olympia; doch verzehrte sie sich nicht in vergeblicher Sehnsucht. Vardes hatte mehr als einen Schüler herangebildet, und der glänzendste von allen war der Marquis von Villeroy, dem die Frauen den Beinamen des Reizenden gegeben. An Geist kam er seinem Meister bei weitem nicht gleich, war aber voll Feuer, stand in

der besten Blüte der Jugend und hatte eine üppige Schönheit zum Fürsprecher. So bekam er denn Vardes' Nachfolgerschaft im Hotel Soissons, und traut man den Liedern und der geheimen Chronik, so wäre der „Reizende" nicht der einzige Erbe Vardes' gewesen.

Louise de la Vallière.

Louise de la Vallière war die Tochter des La Baume de la Vallière, der einer distinguierten Familie der Bourbonen entstammte, die in der Touraine angesiedelt war. Ihre Mutter heiratete in zweiter Ehe M. de Saint-Remi, den ersten Haushofmeister des Herzogs Gaston von Orleans. Louise, welche im Jahre 1644 geboren war, erwuchs in Orleans und später in Blois inmitten einer blühenden Natur, sie wurde in einer Pension erzogen und wird als anmutig und klug geschildert. Daß sie in früher Jugend schon bei dem Grafen de Bragelonne gelebt haben soll, entspricht nicht der wahren Geschichte; sie hat denselben kaum gesehen, wenn auch die Erinnerung daran hinreichte, um thörichter Weise des Königs Ludwig XIV. Eifersucht zu entflammen.

Mit siebzehn Jahren zur Ehrendame Mme. Henriettes

von England ernannt, kam sie 1661 an den französischen Hof. Dort war alles Geist, flüchtiges Glück, leichtlebige Liebe. Louise liebte man wegen ihrer Aufrichtigkeit, ihrem natürlichen Hange zum Guten und ihrer Bescheidenheit.

Die Zeitgenossen haben ein liebenswertes Bild von Mme. de la Valière entworfen. Die Herzogin von Orleans sagt von ihr: „Ihr Anblick war von unaussprechlichem Zauber umgeben, sie war schön gewachsen, ihr Wesen zurückhaltend. Obgleich sie ein wenig hinkte, tanzte sie doch entzückend. Schlank, fast ein wenig mager, kleidete sie ihr Reitkostüm außerordentlich gut.“ „Sie war liebenswürdig“, schrieb Mme. de Moteville, „ihre Schönheit wurde besonders durch den zarten Teint und das schöne Inkarnat der Wangen, den sanften Blick ihrer blauen Augen und das üppige hellblonde Haar erhöht“.

Ein anderes Portrait entwirft der Abbé de Choisy in seinen Memoiren von ihr, es erscheint als das treueste und wahrste. „Mme. de la Valière,“ so schreibt er, „war keine Schönheit, wie man sie wohl mehr bewundert als liebt, ihre Anmut überstieg ihre Schönheit. Sie besaß einen zarten Teint, blondes Haar, ein angenehmes Lächeln, ihre blauen Augen hatten einen lieblichen und bescheidenen Blick, herzgewinnend und Achtung heischend. Geistreich war sie nicht, bestrebte sich aber, sich durch tägliche Lektüre weiter zu bilden. Ohne Ehrgeiz, ohne Absichten, war sie mehr besorgt darum, daß sie andere liebten, als daß ihr

selbst etwas gefiel. Ganz abgeschlossen in sich selbst und ihre Leidenschaft, blieb diese die einzige ihres Lebens. Die Ehre ging ihr über alles, es geschah mehr als einmal, daß sie lieber sterben als sich schwach zeigen wollte; ihre Gemütsart war sanft, freigebig, schüchtern; sie vergaß nie, daß sie unrecht gethan hatte, und hoffte stets, auf den rechten Weg zurückzukehren. Ihre christliche Gesinnung sicherte ihr die göttliche Barmherzigkeit, indem sie lange Jahre in stillem Frieden, ja, oft in strengen Bußübungen verbrachte. Ich erwähne dies mit Vergnügen, denn ich war ein Jugendgespiele von ihr. Wir sind als Kinder viel zusammen gewesen und haben wohl hundert mal collin-maillard und cligne-musette zusammengespielt."

Ludwig XIV. besuchte oft Mme. Henriette, man sagt, er habe mehr als brüderliche Freundschaft für sie empfunden. Hier traf er Mme. de la Vallière. Der König war nicht groß von Wuchs, aber von wohlgebildeter Gestalt, und er hob sie durch hohe, rote Hackenschuh. Sein Auge war strahlend, sanft, von azurnem Blau, tief und vielsagend, seine Rede ausdrucksvoll und langsam. Lebhaften Geistes, war er dabei nachdenklich und zur Reflexion geneigt. Die Perücken waren zur Zeit noch nicht in Mode gekommen, der König trug sein eigenes langgelocktes, kastanienbraunes Haar. In allen ritterlichen Übungen wohlgeschickt, zeigte er in der Öffentlichkeit stets eine hohe

Würde; diese adlige Haltung zeichnete ihn vor allen anderen seines Stammes aus, sie verwuchs mit ihm und bewahrte ihm bei allen Unregelmäßigkeiten seines Jugendlebens einen Anstand und eine äußere Würde, die den guten Geschmack nie beleidigte.

Madame de la Valière betrachtete anfangs den König mit Bewunderung; bald liebte sie ihn in der Stille, und es entschlüpften ihr die Worte: daß sie wünschen möchte, er wäre nicht ein hoher Monarch. Louis XIV. übersah sie zuerst ganz, bis eines Tages der Herzog von Roquelaure, der geistvollste Mann am Hofe zum Könige sagte: „Sire, die la Valière liebt sie, und sie zeigt dadurch wahrlich keinen schlechten Geschmack." „Wer ist dieses Fräulein eigentlich, Roquelaure?" fragte Ludwig. „Da ist sie", sprach dieser, indem er Louise bei der Hand nahm und sie dem Könige zuführte. „Kommen Sie, liebe Kleine, die Sie nichts von hohen Monarchen wissen wollen, hier ist ihr königlicher Geliebter." Dergleichen Zugeständnisse werden stets einen schmeichelnden Zauber ausüben. Ludwig XIV. redete Louise mit freundlichen Worten an und seit diesem Tage sah er sie täglich bei Madame Henriette, unterhielt sich mit ihr, und eines Tages erblickte man um ihren Hals ein kostbares Perlenhalsband und diamantne Ohrgehänge, Präsente des Königs.

Es war in der Zeit, als Ludwig XIV. Versailles schuf. Jeder König hatte vor ihm sein eigenes Palais

gehabt, auch er wünschte, ein solches zu besitzen, das seinen hohen Ideen und der Pracht, die er mit der königlichen Würde vereinte, entsprach. In Versailles war noch alles zu schaffen, und Ludwig XIV. wurde sein Schöpfer. Wie ein Gott schuf er aus nichts eine Welt. Der Palast, die Gärten, die Wasser, die Anlagen, die Bewohner, das ganze Leben dort entstanden wie durch Zaubermacht. Im Park legte man Bosketts an, sie standen grünend da, die herrlichsten Bäume aus Frankreichs Wäldern wurden verpflanzt; ein ganzes Volk von Marmorstatuen erschien wie aus der Erde gestiegen. Neptun, auf seiner Muschel blasend, ließ die Wasser zwischen den Bergen und Thälern spielen. Diana, die spröde Göttin, stand im Gebüsch, halb versteckt, mit den Zügen der keuschen La Valière. Überall schattige Alleen, marmorne Stufen, und im Innern fand man den Herrscher vergöttlicht, denn alle diese Auguste, Titus, Alexander, Herkules, Jupiter, sie trugen die Züge Ludwigs XIV. Die Natur hatte das wenigste in Versailles gethan, alles war künstlich; die Kunst entwickelte sich in allen Teilen. Gott hatte es nicht berührt und eines Menschen Hand, sei es selbst die eines Ludwigs XIV. vermag niemals, das Göttliche zu erreichen. Inmitten dieser Herrlichkeiten erfaßt den Wanderer bald die Monotonie der Langeweile und bedrückt ihn und wenn zwei- oder dreimal im Jahre die Wasserkünste spielen und dieser Einsamkeit Leben ein-

hauchen, wenn man mechanisch der Menge folgt und die heißen Sonnenstrahlen auf den nackten Gliedern der Götter und Göttinnen von Marmor zittern sieht, schaut das Auge unwillkürlich über die weiten Rasenflächen nach den verschwundenen Höflingen und schönen Damen, die in Seidengewändern einherrauschten, strahlend in Spitzen und Diamanten. Man sehnt sich in der Seele nach den Wäldern von Meudon oder nach den früheren königlichen Forsten von St. Germain.

Dort war es, daß eines Abends der König Louise im Garten lustwandelnd antraf. Der Abend war warm, die Luft schwül, die Sterne funkelten am Firmament. Glatten Spiegeln glichen die Seen, und kein Hauch bewegte die Blätter der großen Eichen. Sie wandelte einsam im Abendnebel und sog träumerisch in langen Zügen den Duft der blühenden Vegetation ein. Süß erschreckt stockte sie beim Anblick des Königs, und, niedersinkend vor ihm und ihre herrlichen blauen Augen auf ihn richtend rief sie aus: „Ja, Sire, ich liebe Sie! Verzeihen Sie mir!“ „Louise, stehen Sie auf“, erwiderte der König, indem er sie zu sich zog und sie küßte.

Wenige Tage darauf irrte Mme. de la Valière in denselben Gängen umher. Der Morgentau schüttete seine Tropfen auf ihre Stirn, ihre Füße eilten über den feinen Kies der Alleen und ihr Herz suchte den Vorwürfen, die schon begannen sich zu regen, zu entfliehen.

Denn das war die bemerkenswerteste Eigenschaft dieser Natur, die für das Gute und Edle geschaffen schien: Louise gab sich ganz ihrer Liebe hin, aber sie fühlte zu gleicher Zeit eine unaufhörliche Unruhe in ihrem Gewissen und jeder neue Fehltritt kostete sie gleich viel wie der erste.

Das ganze Leben lachte den König an, und die Sage „Nec pluribus impar“ datiert von dieser Epoche. Er liebte die Festlichkeiten und vergnügte sich inmitten dieser Feerien, die der Enthusiasmus und die Vergötterung um ihn ausstreuten. Der alte Adel der Provinzen ruinierte sich an seinem Hofe und Ludwig XIV. vollendete so das Werk der Nivellierung und Centralisation seines Ministers Richelieu. In den Jahren 1662 und 1664 wurden auf dem Tuilerienplatze zu Ehren der Mme. La Vallière und vor den Augen der schönsten Frauen Frankreichs zwei Karussels veranstaltet, Ritterspiele, bei denen Ludwig XIV. durch seine Geschicklichkeit und den Adel seiner Erscheinung glänzte.

In Versailles gab es Konzerte, Bälle, Kavalkaden, Tänze und Ballette, in denen Pallas, Venus, Armide und Renaud, die Tugenden und die Grazien ihre Rolle hatten. Der Sommer figurierte auf einem Elephanten, der Herbst auf einer Gemse, der Winter auf einem Bären. Ludwig XIV., in grünem Sammet, mit Silber verbrämt, gekleidet, stellte den Frühling dar, auf einem

prachtvollen arabischen Pferde reitend. Ferner gab man den Brand von Troja und Molières Prinzeß d'Elide, und in der Dunkelheit des Abends flammten an allen Ecken und Enden der Gärten Feuerwerke auf, die mit magischem Schein sich in den Seen wiederspiegelten.

Madame de la Valière wohnte diesen Festen bei, sie war deren Königin; öfter als einmal zog sie der König, entfernt von der Menge, an sich, und ihr zärtlich die Hand drückend, versicherte er ihr, daß alles nur ihretwegen geschehe. Aber inmitten aller dieser berauschenden, flammenden Nächte blieb Louise sinnend. Und wenn die Feuer verlöscht waren und der Lärm draußen aufgehört hatte, saß sie wohl, auf ihren Ellenbogen gestützt, an ihrem Fenster und warf zerstreute Blicke zu den Sternen empor, die am Himmelsbogen ferne glänzten; sie beschäftigte allein ihre Liebe, diese war ihr Leben.

Die Liebe des Königs zur Herzogin blieb Jahre hindurch jung und frisch. Einmal versuchte er, ihr Verse zu widmen. Er schrieb eine Elegie und zeigte sie des Morgens beim Aufstehen dem Marschall Gramont, dem größten Schmeichler unter seinen Höflingen. Da derselbe aber nicht wußte, daß der König selbst der Verfasser war, rief er beim Lesen lachend aus: „Wer zum Teufel hat denn diese Verse geschrieben?“ Der König nahm ihn beim Ohr und flüsterte ihm zu: „Ich bin es gewesen.“ Er machte jedoch keine wieder. Eines Tages, als er

sehr mit Staatsgeschäften überhäuft war und doch den Drang hatte, einen langen Brief der Mme. de la Valière zu beantworten, bat er Dangeau, dies an seiner statt zu thun. Es gelang brillant, und der König erhielt schnell eine Antwort. Er fand dies äußerst bequem und bediente sich fortan öfter dieser Mittelsperson. Durch ein sonderbares Zusammentreffen leistete Dangeau der Herzogin den gleichen Dienst. Sie hatte nämlich den Brief so wunderschön gefunden, daß sie meinte, nicht in gleich glänzendem Stil antworten zu können, und bat denselben Herrn, ihr diese Gefälligkeit zu erweisen. So wurde Dangeau der Sekretär beider und das Geheimnis wurde ein ganzes Jahr lang gewahrt, bis endlich die La Valière dem König alles gestand. Beide bewunderten gemeinsam die Diskretion des Marquis de Dangeau.

Louise de la Valière schenkte dem Könige vier Kinder, von denen jedoch nur zwei die Geburt überlebten: Mlle. de Blois, spätere Prinzessin de Conti, geboren 1666, und den Grafen de Vermandois, geboren 1667.

Während einer Entbindung stützte sie Ludwig XIV. mit seinen eigenen Händen. Inmitten der furchtbarsten Schmerzen warf Louise sich ihm um den Hals und zerriß ihm seine Krause von englischen Spitzen, die 10000 Pfund gekostet hatte, dann sank sie in Ohnmacht. „Sie ist tot“, rief entsetzt Mme. de Choisy, welche ihr

beistand. Dem König entstürzten Thränen. „Gebt sie mir wieder und nehmt alles dafür, was ich habe!“ rief er aus. Ein anderes Mal, zu Vincennes, wenige Stunden nach der Geburt der Mlle. de Blois, erschien die La Valière bei Madame (Schwester des Königs) lächelnd, ballmäßig frisiert, und nur ihre Blässe verriet ihre Leiden. So sehr fürchtete sie die Schande, und so suchte sie ihren Fehltritt zu verhüllen, dessen viele andere sich gerühmt haben würden!

Die Eifersucht der Königin wurde indeß sehr rege, denn ungeachtet ihrer scheinbaren Kälte dem Könige gegenüber, hatte sie doch eine lebhafte Zuneigung zu ihm. Einst — 1662 — sagte sie zu Mme. de Motteville, indem sie ihr die La Valière, welche durch das Zimmer ging, zeigte: „Dieses Mädchen dort, mit den diamantnen Ohrgehängen, ist es, die der König liebt. Sie vergoß häufig darüber Thränen, daß der König sie nicht mehr liebte und geriet in einen beklagenswerten Zustand; zuweilen schien es, als wenn ihr das Herz still stehen sollte, so stark war ihre Erregung.

Eine Zeit lang schien es, als sollte Louise de la Valière viele glückliche Jahre am Hofe Königs Ludwigs zubringen. Doch es wurde anders. Gott wollte nicht zugeben, daß ein ursprünglich edles Herz im Beharren bei seinem Fehler ganz verderben sollte.

Mme. de la Valière zog sich dreimal in ein Kloster

zurück, zuerst für kurze Zeit, um später den ganzen Rest ihres Lebens dort zuzubringen. Sie war eines Tages, es war im Jahre 1862, mit dem Könige Ludwig übereingekommen, daß, sollten sie sich je entzweien, nie eine Nacht darüber verfließen sollte, ohne sich zu versöhnen oder wenigstens Briefe mit einander zu wechseln. Unter anderem hatte sie ihm auch versprochen, nie ein Geheimnis vor ihm zu haben. Sie hatte eine Freundin, Mlle. Anne de Montolais, ein trotziges, boshaftes, leichtsinniges, geschwätziges, aber sehr hübsches Geschöpf, diese erzählte ihr heimlich von Intriguen der Madame und des Grafen de Guiche, bat sich aber aus, daß ja nichts davon lautbar würde, um sie nicht zu kompromittieren, und besonders dem Könige nichts zu verraten. Ludwig erfuhr aber dennoch die Klatscherei, war äußerst aufgebracht gegen seine Freundin La Valière und, o Himmel! die Nacht verging, und er hatte ihr nicht einmal brieflich Verzeihung zukommen lassen. Ganz verzweifelt verließ sie am nächsten Morgen das Schloß und suchte im Kloster von St. Cloud eine Zuflucht. Als Ludwig XIV. sie am nächsten Morgen zur gewöhnlichen Zeit vermißte, erkundigte er sich sogleich nach ihr, erfuhr ihre Flucht und auch ihren Aufenthaltsort. Einen verhüllenden Mantel um sich schlagend, jagte er alsbald zu Roß ihr nach und gelangte ans Kloster, wo man ihm anfangs den Eintritt verweigerte. Er gab sich zu erkennen und

gelangte darauf bis in das äußere Sprechzimmer. Hier fand er Louise auf dem Boden liegend ausgestreckt vor einem großen, steinernen Kruzifix. Er nahm sie in seine Arme, verließ mit ihr eilig das Kloster und brachte sie nach Versailles zurück.

Das zweite Mal nahm die Sache einen anderen Verlauf. Im Jahre 1671 verließ Louise de la Valière wiederum Versailles. Jetzt war alles um sie verändert. Die Herzogin sah sich von dem Könige vernachlässigt, der damals in Mme. de Montespan verliebt war, und Louise wurde von ihrer Rivalin und deren Anhängern oft gedemütigt. Sie weinte in der Stille und weilte nur noch am Hofe, um von fern denjenigen, der sie so sehr geliebt, und den sie noch immer liebte, zu sehen. Eines Tages wagte sie es, dem Könige ihr Herz auszuschütten, doch Ludwig dem Thränen nicht angenehm waren, erwiderte, er liebe es nicht, daß ihm Zwang angethan werde. Nun zog sich Mme. de la Valière nach Chaillot zurück, von dort schrieb sie Ludwig XIV., schon lange würde sie ihn verlassen haben, wenn sie den Mut in sich gefunden hätte, sich Gott zum Opfer zu weihen. Wiederum ließ er sie zurückholen, er sandte ihr Lauzun und Colbert, die durch ihre Überredung erreichten, daß sie zurückkam. Aber des Königs Liebe war matt geworden, indessen weinte er doch noch Thränen; es waren die letzten, die er seinen erloschenen Jugendillusionen opferte.

Die folgenden drei Jahre waren für die Herzogin nur ein langsames Hinsterben. Lächelnde, höhnende Blicke folgten ihren Schritten, man kränkte sie mit Bitterkeit, sie mußte den Triumphen ihrer Nebenbuhlerin beiwohnen. Zuletzt erkrankte sie, gebrochen, vernichtet, gedemütigt, fast zum Tode. In der Zeit ihrer Genesung reifte in ihr der längst bedachte Entschluß, sich für immer ins Kloster zurückzuziehen. Sie schrieb im Anblick des Kreuzes des Erlösers ein Büchlein „Réflexions sur la Misericorde de Dieu“, in dem sie alle ihre Schmerzen, ihre Reue und die Hoffnungen ihrer edlen Seele aushauchte.

Ihr Entschluß war gefaßt, aber nur zögernd vollzog sich die Ausführung, mit zu vielen Fäden hing sie noch an ihrer Vergangenheit. Der Bischof Bossuet, berühmt wegen seiner Heiligkeit und hinreißenden Beredtsamkeit, wurde ihr Berater. Schritt für Schritt kam sie dem Ende näher. Am 20. April 1674 nahm sie vom Könige Abschied. Er empfing sie kalt, ohne Erregung. Beim Ausgang der Messe bat sie öffentlich auf Knien die Königin, welche sie immer geliebt und geachtet hatte, um Vergebung und dann schlossen sich die Thüren des Klosters der Carmeliterinnen des Faubourg St. Jacques hinter der Herzogin Louise de la Valière, um sich nie wieder zu öffnen. Sie war dreißig Jahre alt, als sie den Schleier nahm, aus den Händen der Königin empfing

sie ihn. Mme. de Sevigné schildert sie so schön, daß alle Welt davon entzückt war, auch ihr Geist, der bisher wenig hervortretend gewesen war, entfaltete sich mehr und mehr.

Als Schwester Louise de la Miséricorde empfing sie oft Besuche der höchsten Personen. Die Herzogin von Orleans und die Königin kamen oft sie zu sehen. Schließlich auch — die Montespan, — die später vernachlässigt wurde, suchte bei den Carmeliterinnen Trost und Rat. Sie fragte Louise, ob sie sich dort wohl fühle. „Nein,“ erwiderte diese, „nicht wohl, aber zufrieden.“ Als ihre Tochter an den Grafen Conti vermählt wurde, hatte die La Valière einen wahren Sturm von Glückwünschen von Seiten des Hofes und der Stadt zu bestehen. Sie nahm alles würdig, einfach, als wahre Christin in Empfang und wußte vollkommen ihre mütterliche Zärtlichkeit mit der Demut einer Braut des Himmels zu vereinen. Mme. de Sevigné fand sie noch im Jahre 1680 schön: „Sie ist weder aufgeschwemmt, noch gelb, weniger mager als früher, hat noch dieselben schönen Augen. Alle Bußübungen, die schlechte Nahrung, der geringe Schlaf haben sie weder gebeugt noch niedergedrückt; das härne Kleid hat ihr die Anmut nicht genommen, sie ist gerade noch so bescheiden, als da sie die Mutter der Prinzessin Conti wurde. Das Nonnenhabit und das Kloster sind eine Würde für sie geworden!

Die La Valière erlebte noch den Tod ihres Sohnes, der 1683 starb. Als der Bischof Bossuet ihr die Nachricht mitteilte, brach sie in Thränen aus, hob den Blick gen Himmel und rief: „Ich sollte nicht so viel um ihn weinen; aber ich habe nicht genug geweint, als ich ihm das Leben gab.“

Sie lebte 36 Jahre im Kloster der Carmeliterinnen unter den strengsten Bußübungen und Kasteiungen. Ihr Tod erfolgte im Jahre 1710. Als Ludwig XIV. den Tod seiner einstigen so heiß Geliebten erfuhr, war er keineswegs erregt; er hatte ihr nur noch Achtung und trockenes Wohlwollen bewahrt und sagte: „Für mich ist Louise de la Valière tot, seitdem sie das Kloster der Carmeliterinnen betrat.“

Die Maitressen Ludwigs XV.

Ludwig XV. folgte seinem Urgroßvater Ludwig XIV. im Jahre 1715 bis 1723 unter der Regentschaft des sittenlosen Herzogs von Orleans, der mit dem Minister Dubois Frankreichs Finanzen zerrüttete. Anfangs vom Volke geliebt, zog sich Ludwig XV. bald durch die Regierungswirtschaft der Marquise von Pompadour, besonders aber der Gräfin Dubary Haß und Verachtung zu. Von dem düstern Hintergrunde des Hoflebens hob sich eine Lichtgestalt vorteilhaft ab, diejenige der Königin Maria Leczinska. Eine Tochter Stanislaus, Königs von Polen und der Catharina Opalinska, wurde sie am 23. Juni 1703 zu Posen geboren inmitten der politischen Unruhen, welche durch die Wahl ihres Vaters hervorgerufen waren. Sie verlebte ihre Kindheit in den Feldlagern, unter dem Klange der Trommeln auf der

Flucht vor den feindlichen Armeen. Nach einer Niederlage wurde sie sogar bei der wilden Flucht in der Nähe von Warschau einmal vergessen, man fand sie erst später nach stundenlangem Suchen in einem Stalle, ruhig in ihrer Wiege schlummernd. Nach der Schlacht von Pultawa, 1709, die Karl XII. von Schweden gegen Rußland verlor, flüchtete sich Stanislaus, ein treuer Anhänger des Königs Karl, nach der Türkei und suchte dann Schutz in Frankreich.

Inmitten aller dieser Schicksalsschläge erwuchs Maria Leczinska, und ihre Erziehung wurde keineswegs vernachlässigt. Ihr Vater Stanislaus war ein aufgeklärter, wissenschaftlich gebildeter, wohlwollender Mann, ein philosophischer König, dabei aber religiös, der sich durch widrige Geschicke niemals ganz niederbeugen ließ. Die Erziehung seiner Tochter war ihm Gewissenspflicht, sie beschäftigte unablässig seine Seele. Er arbeitete sogar schriftlich Pläne für diesen Zweck aus und verfaßte Abhandlungen über die Sittenlehre, die sowohl zum Herzen, als zum Verstande sprachen, und suchte vor allen Dingen seinem Lieblinge solche religiösen Grundsätze einzuprägen, die ihr in Zukunft Trost und Stütze bei den Leiden des Lebens gewähren konnten, welche sich auch in späteren Jahren vollauf als stichhaltig erwiesen.

Mit zwanzig Jahren war Maria zu einer holden Jungfrau erblüht. Sie war von hoher, königlicher Ge-

stalt, ihre Haltung edel und reserviert, das Antlitz zeigte weniger regelmäßige Schönheit, als bestrickenden Liebreiz. Durch ihre gebildete Erziehung besaß sie ein richtiges Urteil und einen schnellen, scharfen Blick für die sie umgebenden Persönlichkeiten. Ihre Sprachkenntnisse erstreckten sich über sechs Sprachen. Sie lebte mit ihren Eltern in stiller Zurückgezogenheit zu Weißenburg im Elsaß, wo der entthronte polnische Herrscher von einer mäßigen Pension, die er von Frankreich genoß, existierte. Man ließ ihn wenigstens dort in Frieden, denn der Herzog von Orleans, der damalige Regent Frankreichs, hatte den Feinden Stanislaus die stolze Antwort gegeben: „Frankreich hat stets ein Asyl für unglückliche Könige gehabt." In der ersten Zeit des Exils war es der alten Polenkönigin schwer geworden, sich zu finden, sie beklagte den Verlust ihres Thrones, während Stanislaus unempfindlich dagegen zu sein schien. Beide fragten einst Marie, wie sie darüber denke: „Ich denke," antwortete diese, „daß Sie beide im Grunde Recht haben, Sie, meine Mutter, beklagen den Verlust der Krone, weil Sie meinen Vater lieben, und Sie mein Vater bedauern den Verlust nicht, weil sie ein Mann sind."

„Und Du, meine Tochter," erwiderte der König, urteilst gleichfalls wie ein Mann."

Marie schlug mehrere Heiratspartien aus, darunter

zwei von regierenden Fürsten Deutschlands. Eines Tages gab die mildthätige Prinzessin ihr letztes Goldstück einer armen alten Frau, die sie ansprach:

„Ah, meine gute Prinzeß,“ rief diese, „Gott wird Sie hierfür segnen! Sie werden Königin von Frankreich sein!“

Die alte Frau hatte wahr gesagt. Wenige Monate später erschien der Kardinal Rohan beim Könige Stanislaus und erbat die Hand seiner Tochter für den König Ludwig XV. Die Marquise du Prie, Maitresse des Herzogs von Bourbon, Premierminister, stand diesem Heiratsplan nicht fern; sie wünschte auf den Thron Frankreichs eine Königin zu placieren, die ihr den Thron verdankte, um dieselbe später ihren Wünschen gemäß leiten zu können.

König Stanislaus begab sich zu seiner Tochter, indem er ihr zurief: „Laß uns auf die Knie fallen und Gott danken!“

In höchster Überraschung entgegnete diese ihrem Vater: „Mein Vater, hat man Sie auf den Thron Polens zurückgerufen?“

— „Ach, meine Tochter, der Himmel ist uns gnädiger gewesen, Du wirst Königin von Frankreich sein!“

Es wurde in der That so. Obgleich eine spanische Heirat mit Ludwig XV. im Werke war, so zerschlug sich dieses Projekt; die junge spanische Infantin wurde durch

reiche Geschenke entschädigt und es erschien im Sommer 1725 eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Herzog von Orleans, Sohn des Regenten stand, bei Stanislaus, um die offizielle Werbung für Ludwig XV. in Scene zu setzen. Das Jawort erfolgte, und am 14. August 1725 wurde die Hochzeit zu Straßburg im Namen König Ludwigs durch den Herzog von Orleans vollzogen, von wo die junge Königin in ihr neues Vaterland und in die Arme ihres jungen Gemahls geführt wurde.

Ludwig XV. erwartete sie mit seinem ganzen um ihn versammelten Hofe nahe dem Orte Moret. Ein Augenzeuge schildert diese erste Zusammenkunft folgendermaßen:

„Der König war höchst ungeduldig, sein junges Gemahl zu sehen und zu begrüßen. Der Eindruck, den sie auf ihn machte, schien ein sehr günstiger zu sein. Ich finde sie höchst liebenswürdig, sie besitzt alle wünschenswerten Eigenschaften, die Tugend, den Geist und den Verstand, den sie haben muß als Gattin eines Königs von $15^1/_2$ Jahren.“

Am Lendemain, 5. September 1725, fand die Ceremonie der Krönung mit großem Pompe zu Fontainebleau statt. Als ihr der König bei dieser Gelegenheit die üblichen Geschenke überreichte, entgegnete Marie:

„Sire, ich empfange gern alles aus Ihren Händen, doch überwältigt von dem Geschenke, was Sie mir

mit Ihrem Herzen gemacht haben, gestatten Sie, Sire, daß ich diese da unter die Zeugen meines Glückes verteile.“

Damit überreichte sie die verschiedenen Kleinodien dem anwesenden Hofstaat, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, mit welcher dies geschah, verdoppelten den Wert der kostbaren Geschenke.

Ein Brief der jungen Königin von Frankreich giebt einen interessanten Einblick in die erste Zeit ihrer Erlebnisse im neuen Vaterlande. Er lautet folgendermaßen:

„Ah! mein teurer Vater! Wie lange ist es schon her, seit vorgestern, daß ich Ihnen nicht schrieb! Die liebenswürdigen Franzosen suchen das Möglichste hervor, um mich zu zerstreuen, damit ich mich nicht langweilen soll. Man sagt mir die schönsten Dinge der Welt, aber niemand fällt es ein, von Ihnen zu reden oder zu denken, wie ich Sie vermisse! Vielleicht werden mir bald die guten Feen es zuflüstern, denn ich reise wahrhaftig in einem wahren Feenreiche, das mit magischem Glanz mich umzirkt und dessen wechselnde Metamorphosen, eine immer brillanter als die andere, mich umspielen. Bald raunt man mir zu: ich bin die schönste aller Grazien, bald gehöre ich zu der Familie der neun Schwestern; hier habe ich alle Tugenden der Engel, dort macht mein Anblick jemand zum glücklichsten aller Sterblichen. Gestern war

ich die Beste auf der ganzen Welt, heute bin ich der Stern aller segensreichen Einflüsse. Jeder thut sein Bestes, um mich zu vergöttern, und zweifellos wird man mich morgen unter die Unsterblichen rechnen. Um nur diese Verzauberung aufhören zu machen, greife ich mich an die Stirn, und siehe da, geliebter Vater, findet sich gleich wieder Ihre Sie innig liebende Tochter Marie."

Auf den Thron erhoben, ließ die junge Königin sich keineswegs verblenden. Sie zeigte sich klug und vorsichtig, sie studierte den Hof, welcher sie umgab, und jeden voreiligen Eifer vermeidend, wirkte sie mehr durch Beispiel als durch Ratschläge. Freundlich und nachsichtig gegen alle, erwarb sie sich die Liebe vieler und die Achtung aller. Den Armen war sie eine unermüdliche Wohlthäterin. Ihre Almosen spendete sie auf die verschiedenste Weise. Erhielten die einen tägliches Brot, Kleider, Wäsche, Linnen für die Wiege und Leintücher für den Sarg, so spendete sie an andere seidene Gewänder und beträchtliche Geldsummen, ein jeder erhielt nach seinen Lebensverhältnissen Hülfe. „Auf ihren Befehl," — so erzählte der Abbé Trouchiski — „verteilte ich Geld von zwei Cent an bis zu zwölftausend Pfund, und für jeden hatte sie tröstliche Worte, köstlicher als Gold."

Die Kleidung der Königin war äußerst einfach, bis

zu einem Grade, daß man sie nicht erkannte unter den Damen ihrer Umgebung.

Eines Tages, als sie auf der Terasse des Schlosses zu Versailles promenierte, sah sie eine arme Frau von weitem gebückt unter einer Last Reisholz herankommen. Die Fürstin rief dieselbe zu sich und fragte sie, ob ihr die Königin bekannt sei?

„Nein, Madame", entgegnete die arme Frau, „dieses Glück habe ich nicht."

Marie drückte ihr zwölf Goldstücke in die Hand und sagte dabei: „Traget Eure Last geduldig, meine Gute, so wird Gott Euch segnen." Damit verschwand sie. Tausend solcher oder ähnlicher Fälle könnte man von der stillen Wohlthätigkeit der Königin erzählen.

Damit die Lasten, welche das arme französische Volk schwer bedrückten, nicht vermehrt werden sollten, ließ sie auch den Dauphin, die Dauphine und die Prinzessinnen-Töchter, sowie mehrere Damen vom Hofe Ludwig XV. an der Spendung ihrer Wohlthaten Anteil nehmen. Ludwig fragte einmal verwundert die Herzogin von Villars, welches wohl die Hülfsquellen der Königin für ein so ausgebreitetes Feld der Wohlthätigkeiten sein möchten?

„Ohne Zweifel", entgegnete die Herzogin, „sind das Ew. Majestät selbst, sowie der General-Controlleur, die von Zeit zu Zeit der Königin zu Hülfe kommen."

Der König mußte dies verneinen.

„Wohl", sagte Mde. de Villars, „dann rate ich Ew. Majestät die Königin zum Finanzminister des Reiches zu machen, denn sie muß ein Zaubermittel haben, ihre Einnahmen zu vervielfältigen; ich bin sicher, daß sie einen großen Teil derselben auf wohlthätige Zwecke verwendet."

Zu der Zeit war an Stelle des Duc de Bourbon der Bischof de Frejus, der geizige Kardinal de Fleury, als Minister getreten. Dieser hätte es nicht gelitten, daß Marie ihre Hände in eine Staatskasse getaucht hätte. Derselbe war ein mißtrauischer, umsichtiger, höchst ordentlicher, mäßiger und dabei loyaler Greis. Unter seiner Regierung erholte sich das erschöpfte Frankreich mit Hülfe der eigenen starken Hülfsquellen. Im Verein mit dem friedliebenden Walpole besänftigten beide Europa in einer schweren Krise; beide wußten die Geister zu beruhigen, die Interessen zu versöhnen, zu verhandeln und Ausgleiche zu schaffen. Durch seine vorsichtige Amtsführung gewann der Kardinal Fleury bald großen Einfluß im Rate der Souveraine. Unter ihm wurde die Liquidation und die Regelung der spanischen Geldsachen in der Erbfolge zu stande gebracht. Seine Sparsamkeit artete indessen schließlich in Geiz, seine Friedensliebe in Furcht aus; bei seinem Tode fanden sich die Zustände des Landheeres wie der

Marine so vernachlässigt, daß dies einen Schatten auf seine Amtsführung warf.

Louis XV. schenkte dem Kardinal Fleury, seinem alten Lehrer, das größte Vertrauen. Dies ging soweit, daß er an die Königin schrieb: „Ich bitte Sie, Madame, und sollte es nötig sein, befehle Ihnen, alles, was der Bischof de Frejus Ihnen in meinem Namen sagen wird, zu thun, als hätte ich selbst es gesagt.“ Fleury hat der Marie Leczinska niemals ihre Anhänglichkeit an den Herzog von Bourbon, der der Urheber und Beförderer ihrer Heirat mit dem Könige von Frankreich war, vergeben. Er gebrauchte unwürdige Quälereien gegen sie; mehrmals verweigerte er die Auszahlung ihrer Apanage unter dem Vorwande, er habe Schulden der Königin, Auslagen für ihre Armen, bezahlen müssen.

Nach dem Tode August II. von Polen im Jahre 1733 wollte eine Partei von neuem Stanislaus zum Könige erheben, in Opposition gegen August III., Kurfürsten von Sachsen, den Sohn des verstorbenen Königs. Stanislaus vereinigte sechzigtausend Wahlstimmen auf sich. Marschall Villars und die alten Generale drängten zum Kriege, indem sie behaupteten, der Schwiegervater des Königs von Frankreich dürfe unter keinen Umständen übergangen werden. Fleury gab nach und bewilligte fünfzehntausend Mann und drei Millionen. Das war zu wenig, um zu reussieren, gerade genug, um Frank-

reich zu kompromittieren. Fünfzigtausend Russen stritten gegen Stanislaus, der endgiltig verzichten mußte.

Die Königin Marie wußte trotz der engherzigen Quälereien des Kardinals dessen gute Eigenschaften wohl zu schätzen. Nur einmal entfuhr ihr ein rächendes Wort gegen ihn in dieser Zeit. Fleury wollte eine Ausgabe von tausend Thalern ersparen, indem er vorschlug, anstatt einer Anlage von prächtigen Kaskaden im Parke von Marly einen Rasenteppich hinzusetzen. Als er nun eines Tages versuchte, sich rein zu waschen wegen seiner Sprödigkeit in der polnischen Angelegenheit, und der für Stanislaus so traurigen Folgen des übel und unzulänglich begonnenen Krieges, strich er dabei heraus, daß Stanislaus durch die Krone der Lorraine, die man ihm darauf anbot, vollauf entschädigt wäre. „Glauben Sie, Madame," sagte der Kardinal, die Krone der Lorraine ist für Ihren Vater mehr wert, als das Königreich Polen." „Ja," erwiderte Marie Leczinska, „beinahe so, wie ein Rasenteppich Wert hat gegen eine mit Marmor eingefaßte Kaskade." Nach Stanislaus' Tode fiel die Lorraine an Frankreich, das war die Mitgift Marie Leczinskas.

Die Königin liebte Frankreich, sie that alles, was sie konnte, um es zu beglücken, und freute sich seiner Siege. Sie ließ dem Präsidenten Hénault und dem Dichter Moncrif, die sie besonders bei Verteilung ihrer

Wohlthaten unterstützten, ihre höchste Protektion zu teil werden. Dem tapfern Marschall von Sachsen bewahrte sie eine beständige und aufrichtige Wertschätzung und hatte nur den Wunsch, er möge bei seiner Rückkehr aus dem Kriege Turenne nachahmen durch Übertritt zur katholischen Religion, wie er ihm in seinen Thaten nacheiferte. Der Marschall starb nicht auf dem Felde der Ehre in der Schlacht, wie sein Wunsch war, noch in der Konfession, die ihm die Königin gewünscht hatte. Als Marie Leczinska erfuhr, daß der Marschall gestorben sei, rief sie aus: „Wie traurig ist es, daß man nicht ein De profundis für den beten läßt, der uns Anlaß zu so vielen Te Deum gegeben hat.“

Die ersten Ehejahre des königlichen Paares verliefen glücklich. „Meine Seele ist in Frieden, schrieb die junge Königin ihrem Vater; ich empfinde hier eine Befriedigung, die ich nicht erhofft hätte, selbst nach Ihrem Worte. Ich habe keinen anderen Kummer, als daß ich Sie nicht sehen kann; gefällt es Gott, so soll er nicht lange dauern. Man beginnt schon hier die Ceremonien für Ihren Empfang vorzubereiten. Auf einige Schwierigkeiten, die sich bei dieser Gelegenheit zeigten, erwiderte der König: „Was ich ihm nicht als König schulde, schulde ich ihm als Schwiegersohn“. Denken Sie doch, mein Vater, welche Freude mir diese Worte machten! Hier atmet alles nur Glück und Freude für mich.“ Sechs

Jahre nach seiner Heirat, als man suchte, des Königs Augen auf eine andere Dame zu lenken, erwiderte er noch: „Diese Frauen, sind sie denn schöner als meine Königin?"

Und doch sollte dies Glück nicht dauernd sein. Der Herzog von Richelieu, Madame de Toucin, Mlle. de Charolois arbeiteten daran, die Rosenketten, die Louis XV. mit Marie Leczinska verbanden, zu zerreißen. Man wollte, wie man sich ausdrückte, den König verhindern, bürgerlich zu leben. Sie setzten es durch, ihm eine Maitresse zu geben, ohne daß er selbst etwas dazu gethan hätte, wie man ihm früher eine Frau gegeben hatte. Ihre Wahl fiel auf Mme. de Mailly; und nach und nach sah die Königin in endloser Reihe die Courtisanen an sich vorüberziehen, eine Dynastie der Unterröcke, welche den Thron und die Gunst des Königs usurpierten. Mme. de Vintimille folgte ihrer Schwester — Mlle. de Mailly, welche, die La Vallière nachahmend, im Kloster ihren Fehltritt bereute. — Mme. de Vintimille starb in den Wochen, und ihr folgte eine dritte Schwester, die Marquise le Tournelle, aus der alsbald die blendende Herzogin de Chateauroux wurde, welche sich einbildete, die Rolle einer Agnes Sorrel gegenüber einem Karl VII. zu spielen. Dann folgte Mlle. Poisson, Marquise de Pompadour. Diese regierte zwanzig Jahre. Sie verteilte Gnaden, wie die Minister, die Bischöfe und Generäle, empfing die Künstler

und Philosophen und wußte den König in einem Leben voller Ausschweifung und Apathie hinzuhalten. Im Jahre 1750 wurde sie zur Palastdame der Königin ernannt. Die Pompadour — vom Könige — zur Dame der Königin! Die Marquise zeigte sich übrigens respektvoll und unterwürfig gegen die Monarchin. „Die Königin, trotz ihrer Heiligkeit" — sagte sie — „hat einen Fehler, sie haßt mich; was mich betrifft, so liebe ich diese Fürstin, und ich verehre sie, weil sie tugendhaft ist." An Mme. de Blaquay schrieb die Marquise: „Die Königin verbringt ihre Zeit in Gebeten zu Gott. Sie ist eine Heilige. Die Herrlichkeit und die Eitelkeiten der Welt berühren sie nicht mehr. Ich wollte, ich könnte das von mir sagen." Ein ander Mal schreibt sie: „Die Königin ist ohne Widerrede, eine starke Frau. Sie duldet ihr Alter, ihre Kränklichkeit, ihren Kummer — und den hat sie — mit einem Mute, den ich anstaune und bewundere. Man sieht an ihrem Beispiel, daß wahre Frömmigkeit doch zu etwas gut ist." Gegen den Dauphin maskierte die Pompadour nur schwer ihre Verachtung, sie verhöhnte ihn wegen seiner Bußübungen und seines Bußhemdes und behauptete, daß er den Jesuiten spiele, um sein Brevier herzusagen.

Die Marquise starb 1764, und Ludwig XV. begleitete ihren letzten Weg, als er von weitem den Leichenzug gewahrte, mit den Worten: „Die Marquise wird kein gutes

Wetter zu ihrer Reise haben.“ Die Königin, als sie von der Krankheit der Marquise unterrichtet wurde — um derentwillen sie zwanzig Jahre gelitten hatte, — sandte zu ihr, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Der König hörte davon und sagte: „Das sieht der Königin gleich, der Schritt ist unter ihrer Würde, doch würdig ihrer Tugend.“ Marie Leczinska äußerte sich über ihre Führung bei dieser Gelegenheit:

„Wie glücklich wäre mir, wenn wir dadurch, daß wir Menschen Verzeihung gewähren, die sie nicht verlangen, bei Ihnen den Gedanken erweckten, Gott um Verzeihung zu bitten, der weit mehr beleidigt worden ist, als wir.“

Ludwig XV. änderte seinen Lebenswandel nicht nach dem Tode der Pompadour, eine andere Maitresse nahm ihren Platz ein. Es war dies Mme. du Barry. Sie nannte sich Mlle. Lange und stammte aus Vaucouleurs, wie Jeanne d'Arc. Welch eine Ironie des Schicksals! Sie war eine Courtisane niedrigster Art, mit einem Manne verbunden, der sie dazu benutzte, ihm Spieler zuzuführen. Ihre Erhebung zur königlichen Favoritin erregte viel Eifersucht bei den Damen des Hofes. Diejenigen, die die Ehre des Tabourets bei der Pompadour angenommen hatten, skandalisierten sich darüber, als ihnen diese Gunst bei der du Barry geboten wurde. (Das Tabouret war ein niedriger Sessel, auf welchen nieder-

zusitzen, den Damen erlaubt ward.) Es erschien ihnen des Königs unwürdig und für ihr adliges Blut beleidigend, daß er sich eine Maitresse aus niedrigerem Stande gewählt hatte, als ihrem eigenen. Louis XV., der sich indessen um die Zukunft nicht kümmerte, sagte in seiner Selbstsucht: „Après nous le déluge.“ (Nach uns die Sündflut.) Die Sündflut kam — zu früh für Mme. du Barry. — Es war im Jahre 1769, als eines Abends ein schöner Page geheimnisvoll in das Boudoir der du Barry trat und ihr zuflüsterte: „Madame, Frau Gräfin, der König sendet mich; er erwartet Sie, wollen Sie ihm ihr Herz schenken?“ — Im Jahre 1793 klopfte der Henker an die Thür des Gefängnisses der alten Favoritin und sagte zu ihr: „Frau Barry, die Guillotine wartet auf Dich, komm und gieb Deinen Kopf!“

Unter den vielen Unschuldigen und Schuldigen, welche das Schwert der Revolution Tag für Tag vertilgte, war Mme. du Barry vielleicht die einzige, die sich feig zeigte gegenüber den Weibern des Nationalkonvents. „Diese trunkenen und gemeinen Parzen“, meinte sie, „welche das Blut Marie Antoinettes aufleckten, hätten doch Respekt vor dem Blut der Mlle. Lange haben sollen!“

Marie Leczinska erniedrigte sich nicht, an den Gnaden der du Barry teilzunehmen.

Nur eine Gattin und Mutter vermag es nachzu-

empfinden, welche Demütigungen und Martern die Königin in dieser Zeit zu ertragen hatte! In ihren zartesten Empfindungen erkältet, in ihren heiligsten Gefühlen und ihrem gerechten Frauenstolz verletzt, fühlte sie sich blutig beschimpft. Der König zollte ihr nicht einmal den Grad konventioneller Achtung, dessen sich Maria Therese von Seiten Ludwigs XIV. zu erfreuen gehabt hatte. Bei einem Souper, wo jeder ein Couplet auf Adam vortrug, improvisierte Ludwig XV. folgenden Vers:

„Il n'eut qu'une femme avec lui,
Encor c'était la sienne!
Ici, je vois celles d'autrui
Et ne vois pas la mienne!"

(„Er hatte nur ein Weib bei sich,
Jedoch es war das seine;
Hier seh' ich and'rer Frau'n um mich
Doch seh' ich nicht die meine.")

Die Königin, mit Bitterkeit erfüllt, aber ganz ergeben in Gottes Willen, flehte Tag für Tag zum Höchsten für die Besserung ihres Gemahls. Sie spendete der Kirche Almosen, sie fastete und ging zum heiligen Abendmahl. Wie Chlotilde, die Gemahlin des ersten christlichen Königs, durchweinte sie die Nächte zu Füßen des Kreuzes Christi.

Ihren einzigen Trost fand sie bei ihren Kindern, deren sechs sie ihrem Gemahl geschenkt hatte. Sie bewachte ihre Erziehung nahm teil an ihren Freuden und betrübte sich über ihre Schmerzen. Frühe gewöhnte sie dieselben, als größten Vorzug ihres Ranges die Macht, den Unglücklichen zu helfen, anzusehen. So lange sie lebte, umgab sie dieselben mit ihrer Muttersorge. Das Schicksal oder die Politik hatten dem Dauphin die Tochter August's von Polen — der einst ihren Vater entthront hatte — zur Gemahlin bestimmt. Indes erwies sich die Dauphine so zärtlich, so liebenswert und sanft gegen ihre Schwiegermutter, daß diese sie zu ihrer intimsten Freundin machte. Zuweilen, wenn sie sinnend den Dauphin betrachtete meinte sie: „Gott sei gelobt! Er hat ein gutes Herz, er wird die Religion lieben und sein Volk glücklich machen.“

Der Tod klopfte an die Pforte bei Marie Leczinska und zerriß ihres Herzens innigste Bande. Der Dauphin und die Dauphine, sowie Mme. Henriette starben und noch mehrere ihrer Kinder. Auch ihr Vater Stanislaus war im Jahre 1766 gestorben, geliebt und betrauert von den Lothringern, unter denen er noch bis heute ein verehrtes Andenken genießt. In dieser Zeit schrieb die Königin inmitten ihres tiefen Schmerzes:

„Ich bin sehr krank gewesen, wie könnte es auch anders sein nach den Schicksalsschlägen, die mich ge-

troffen, und die ich in meiner Seele täglich tiefer empfinde. Mein größter Trost ist, ich weiß, daß die Meinen, die ich beweine, glücklich sind. Ich traue der Barmherzigkeit Gottes. Sein Wille geschehe!"

Fast glaubt man die Geschichte einer Heiligen zu lesen.

Auf ihrem Totenbette sagte sie zu ihren Ärzten:

„Gebet mir meine Kinder wieder, so werde ich gesund werden."

Bei ihrem letzten Besuche, den sie in St. Denis machte, wünschte sie in die Gruft hinunterzusteigen, wo die Könige und Königinnen Frankreichs ruhten.

„Hier werde ich also, an der Seite dieser Toten ruhend, den Tag der Auferstehung erwarten. Das ist der Palast, den ich bald bewohnen werde. Zeige man mir doch genau den Ort, wo ich liegen werde."

Und niedergeworfen inmitten der schweigenden Toten, angesichts der in Staub zerfallenen Könige flehte sie inbrünstig zum ewigen Herrscher, zum Richter der Könige.

Endlich starb sie „vor Schwäche und Kummer" am 25. Juni 1768; sie starb — indem sie Gott um die Rettung Frankreichs und — des Königs anflehte.

Louis XV. schien bei ihrem Tode wirklich tief bewegt zu sein. Er umarmte den leblosen Körper und weinte, umgeben von seinen Töchtern, bitterlich. Er

ließ sich von dem Arzte Lassone auch die geringsten Vorfälle während der letzten Stunden seiner Gemahlin erzählen. Lassone mußte sich mehrere Male unterbrechen und fiel zuletzt, vom Schmerz überwältigt, in Ohnmacht. Der König stützte ihn in seinen Armen und legte ihn in einen Fauteuil.



Eine polnische Gräfin.

Helene Massalski, eine Polin, in Paris in der Abtei aux bois erzogen, vermählte sich mit dem Prinzen Karl von Ligne, der als österreichischer Militär am 14. September 1792 in einem Gefecht gegen die Franzosen fiel. Drei Monate nach dem Tode desselben heiratete Helene den Grafen Vincenz Potocki. Heimlich in der Nacht in der Bernhardinerkirche zu Werky, dem Schlosse ihres Oheims, des Fürstbischofs von Wilna, waren sie getraut worden, da die Erlaubnis zu der Eingehung der neuen Ehe noch nicht aus Rom eingetroffen war. Eine unüberwindliche Leidenschaft hatte Helene für den Grafen erfaßt; nicht er, *sie* hatte mit allen Mitteln um ihn geworben. In der Blindheit ihrer Neigung machte sie ihn zum unbeschränkten Herrn der umfangreichen Güter, die ihr durch den Tod ihres Bruders Xaver in Polen und

Litauen zugefallen waren. Sie sorgte weder für ihre eigene, noch für die Zukunft ihrer Tochter Sidonie aus erster Ehe, die sie, eine herz- und gewissenlose Mutter, der Sorge der Großeltern überließ. Die Schönheit und Anmut Helenens, ihr Geist, ihre französische Bildung waren schwerlich ohne Einfluß auf den Entschluß des Grafen, sich mit ihr zu vermählen, gewesen, aber noch stärker fielen ohne Zweifel bei ihm ihr Vermögen und ihre Aussicht, auch noch ihren Oheim zu beerben, ins Gewicht. Graf Vincenz muß für die Frauen etwas Bezauberndes gehabt haben: von zweien war er schon geschieden, als er Helene heiratete; nicht entfernt verdiente er die Hingebung und die Leidenschaft Helenens. Aber sie vermochte sich nicht von ihm loszureißen, und für ihn war die Gemeinsamkeit der Interessen, die sie beide verband, zu groß, um je im Ernst an eine Trennung zu denken, wie lästig auch ihm oft ihre Liebe fallen, wie sehr ihre Heftigkeit ihn erzürnen und erbittern mochte. Der Liebesfrühling beider im Schlosse zu Kowalowska dauerte nur wenige Monate. Das Übereilte ihrer Heirat, die Unregelmäßigkeiten, die dabei vorgefallen, machten es der Gräfin Anna, der früheren Gattin des Grafen, möglich, klagend gegen sie vorzugehen. Zwar hatte die Gräfin Anna in die Scheidung eingewilligt, der Graf hatte ihr gleichsam als Lohn dafür ihren Sohn Franz zur Erziehung überlassen, aber die Nachlässigkeit des

Grafen, vielleicht auch der Mangel an Geld, die Sporteln zu bezahlen, welche die römische Kurie für die Entscheidungen in Eheprozessen forderte, hatten die Auslieferung der Urkunde verzögert und nach dem Gesetz lebte Helene nur als Geliebte bei dem Grafen. Auch als endlich nach langen Verhandlungen, am 24. November 1794, die Scheidung des Grafen Vincenz von der Gräfin Anna in allen Rechtsformen ausgesprochen wurde, war die verwickelte Angelegenheit noch nicht zu einem Schlusse geführt; auf Anstiften ihrer Verwandten, um die Rechte ihres Sohnes zu wahren, erhob die Gräfin Anna eine neue Klage gegen die Legitimität der beiden Kinder, die Helene im Juli 1793 und im Mai 1794 — ehe ihre Ehe vor dem Gesetz zu Recht bestand — ihrem Gatten geboren hatte, bei der russischen Regierung, denn nach der Niederlage Kosciuskos, der Erstürmung Prags durch Suwarow, der Abdankung Stanislaus Poniatowskys war Katharina II. die unbeschränkte Herrin in Polen geworden.

Helenens Oheim, der Fürstbischof von Wilna, war während der polnischen Revolution von 1790—94 ein Anhänger Rußlands und in dessen Solde gewesen; mit anderen Senatoren hatte man ihn im April 1794 verhaftet und gefangen im Brühl'schen Palaste in Warschau gehalten. Am 28. Juni, bei dem Anmarsch der Preußen und Russen auf die Hauptstadt, bemächtigte das Volk

sich der Gefangenen und hing den Bischof mit drei anderen seiner Unglücksgenossen am Galgen gegenüber einer Kirche auf. Helene verlor in dem Bischof ihren letzten Verwandten; zerfallen mit den Lignes hatte sie niemand auf Erden mehr zum Schutz und zur Stütze, als ihren Gatten. Die Besitzungen des Bischofs in Litauen, die nach dem Recht ihr zufielen, waren von der russischen Regierung mit Beschlag belegt worden. So trieben zwei starke Beweggründe, die Legitimierung seiner Kinder und die Regelung der Erbschaftsangelegenheit, den Grafen Potocki nach Petersburg zu der allmächtigen Zarin. Seine Angelegenheit zog sich in die Länge, da er nicht nur die Klage der Gräfin Anna zurückzuweisen, sondern sich auch mit einem Anspruch des Prinzen von Ligne auszugleichen hatte. Der Prinz hatte sich, wie billig, seiner Enkelin Sidonie, die ihre Mutter ohne jeden Grund durch die Abtretung ihrer Güter an den Grafen thatsächlich enterbt hatte, bei der Kaiserin angenommen, und diese benutzte die Bitte Potockis um die Legitimierung seiner Kinder, ihrem alten Freunde gefällig zu sein. Der Graf mußte der Prinzessin Sidonie eine jährliche Rente von sechstausend Rubeln sichern; unter dieser Bedingung erkannte die Kaiserin Katharina II. die Ehe zwischen ihm und Helenen als rechtsgültig und ihre Kinder als legitim an. So wurde nach drei Jahren der Angst und Sorge, der Mühen und Verlegenheiten der leidenschaftliche und

unbedachte Schritt Helenens zu einem guten Ausgang geführt.

Bis in die Einsamkeit, die sie in dem idyllischen Kowalowka am Dnieper aufsuchte, hatte der Sturm der französischen Revolution einige der Emigranten getrieben. Eine am Hofe Marie Antoinettens vielgenannte und vielbeneidete Dame, Diana von Polignac, wohnte mit ihren Brüdern und deren Söhnen und Töchtern in einem der Häuser des Grafen Potocki. Die Familie Badons aus Südfrankreich, Vater, Mutter und Töchter, wären nach Erschöpfung ihrer letzten Mittel dem Elend preisgegeben gewesen, wenn sie nicht Helene in Kowalowka gütig aufgenommen hätte; sie bildeten seitdem einen Teil ihrer Hausgenossenschaft. Andere französische Adelige kamen und gingen, so daß die Fürstin Lubomirska mit einem gewissen Rechte von dem „Neufrankreich in der Ukraine" sprechen konnte. Die neuesten Romane wurden gelesen; die neuesten Musikstücke gespielt und gesungen, auf einem rasch aufgeschlagenen kleinen Theater Komödien aufgeführt. Alles natürlich französisch, von einer nationalen Kultur und Stimmung keine Spur. Aber von Dauer sollte auch diese glückliche Idylle nicht für Helene sein; ein grausames Geschick zerstörte sie in der empfindlichsten Weise für ihr leidenschaftliches Herz. Rasch nach einander starben im jugendlichen Alter ihre beiden Söhne Vincenz und Alexis an der Halsbräune; Alexis' Tod, der ihr

Erstgeborener und ihr Liebling war, warf sie ganz darnieder. Eine Tochter hatte sie bald nach der Geburt verloren. Nun war der schreckliche Traum in Erfüllung gegangen, der sie in der Nacht vor der Einsegnung ihrer Ehe geängstigt, sie müsse über drei Särge zum Altar schreiten. Wie hätte sie solche schmerzliche Erinnerungen jemals vergessen können! „Ach!“ schreibt sie am 6. September 1804 ihrem Gatten, „könnte ich mein letztes Gebet in dieser armen Kirche von Kowalowka thun! Warum kann ich nicht auf immer bei denen ruhen, die dort schlummern! Wenn die Seelen nach dem Tode umherirren und sich von einem Orte nach einem anderen begeben können, dann werde ich mich dort mit denen vereinen, an denen ich mit Banden hing, welche die menschliche Unbeständigkeit nicht hat zerreißen, die allein der Tod zerschneiden können wird!“

Nach dem Verluste ihrer Kinder verdoppelte sich gleichsam ihre Liebe und Zärtlichkeit für ihren Gatten. Die sechsunddreißigjährige Frau hatte keine Ableitung für ihr überwarmes Empfinden. Kein Zweifel, daß ihre aufdringliche, eifersüchtige und heftige Neigung, die ihn ganz für sich allein in Anspruch nehmen wollte, dem Grafen allmählich lästig wurde; sie störte ihn in seinen Geschäften wie in seinen Zerstreuungen. Es kam hinzu, daß ihn seine beständigen Geldverlegenheiten, trotz der hohen Rente, die er von seinen Besitzungen zog, nötigten,

an den Verkauf seiner Güter in der Ukraine zu denken und ihn zwangen, sich ernstlicher um die Verwaltung seiner anderen Besitzungen in Galizien zu bekümmern, als es bisher geschehen. Dort gehörte ihm die meist von Juden bewohnte Stadt Brody. Traurige Jahre verlebte Helene in der schmutzigen Stadt, da das Schloß der Potocki noch weniger für ihren Aufenthalt paßte, in einem nahegelegenen, halbverfallenen Hause, dessen Zimmer im harten Winter nicht zu erheizen waren, in dessen dürftigen Garten wegen Mangel an Sonne weder Blumen noch Gesträuche gedeihen wollten. Statt der anregenden Gesellschaft, die sie in Kowalowka umgeben, sah sie sich hier auf den Umgang mit den höheren Beamtenfamilien ihres Mannes beschränkt. Den Besuch einer jüdischen Hochzeit bezeichnet sie als ein besonderes Vergnügen. Unwetter und Schneestürme machten einen lebhafteren Verkehr mit den Gutsbesitzern der Umgegend zur Unmöglichkeit. Dabei war der Graf sorgenvoll, unberechenbar in dem raschen Wechsel seiner Launen, ohne Rücksicht für die Stimmungen Helenens. Eine unliebsame Scene folgte der anderen, und wenn sie auch alle mit einer Versöhnung schlossen, so blieb doch ein Untergrund von Gereiztheit und Unzufriedenheit in ihrem wie in seinem Herzen zurück. Ein Zufall brachte die Mine zum Springen. Helene entdeckte ein Liebesverhältnis zwischen ihrem Gatten und ihrem Gesellschaftsfräulein Karowska, die sie selbst

verzogen, verwöhnt und wie ihre Freundin behandelt hatte. Wie immer in solchen Fällen, war sie die Letzte, die ein Geheimnis entdeckte, das für alle übrigen Hausgenossen längst ein öffentliches war. In der Maßlosigkeit ihrer Eifersucht, ihres Schmerzes und Zornes verlor Helene Haltung und Besinnung. Am nächsten Morgen mußte die Karowska das Haus verlassen, Helene selbst erklärte ihrem Manne, daß sie sich von ihm scheiden wolle, und reiste nach Lemberg zu ihrer Freundin, der Prinzeß Jablonowska, die nötigen gerichtlichen Schritte zu ihrer Trennung einzuleiten. Bis zuletzt bewahrte der Graf seine Ruhe, mit kühler Höflichkeit geleitete er sie zum Wagen und öffnete ihr selbst den Schlag desselben, als sie sein Haus verließ.

Ob Helene den Entschluß ihrer Verzweiflung wirklich ausgeführt? In der letzten Stunde erschien ihr unerwartet ein Retter, ihr Schwiegervater, der Prinz von Ligne, der zur Zeit in Lemberg bei dem österreichischen Statthalter Galiziens, dem Prinzen von Lothringen, weilte. „Als wir uns zum ersten Male wiedersahen,“ schreibt Helene, „weinten wir beide so heftig, daß wir minutenlang nicht sprechen konnten.“ Der Prinz verleugnete weder seine Hochherzigkeit, noch seine Klugheit, kein Wort des Vorwurfs über Helenens Untreue gegen seinen Sohn, über ihre Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit gegen ihre Tochter Sidonie, nach deren Ergehen sie sich

in diesen fünfzehn Jahren kaum einmal erkundigt, entfuhr ihm. Was ihre gegenwärtigen Verhältnisse betraf, riet er ihr zur schnellen Versöhnung mit ihrem Gatten; er stellte ihr vor, welcher Verurteilung sie sich aussetze, wenn eine von ihr beantragte Scheidung das Ende einer Leidenschaft sein sollte, die ein so großes Aufsehen gemacht, der sie soviel geopfert hatte. Auch wenn ihr Herz nicht schon längst wieder für den ungetreuen, aber schwärmerisch geliebten Mann Partei ergriffen hätte, würde sich Helene der Weisheit dieser Ratschläge nicht haben entziehen können. Sie folgte ihnen ohne Zögern und schrieb dem Grafen einen ihre Leidenschaftlichkeit entschuldigenden, furchtsam zärtlichen Brief, und da seine Antwort lautete, er würde sie wie immer mit offenen Armen empfangen, kehrte sie, nach kurzem Aufenthalt in Lemberg, in das armselige Haus nach Brody zurück. Wenigstens einen Trost und eine Beschäftigung ihrer unruhigen Gedanken nahm sie mit sich: in ihren Unterredungen mit dem Prinzen von Ligne war Sidoniens wiederholt gedacht worden, Helenens Muttergefühl, das so lange geschlummert, erwachte; die Tochter, die sie als Kind auf den Armen der Wärterin zuletzt gesehen hatte, und die jetzt zur Jungfrau heranblühte, fing an, in ihren Träumen und Zukunftsplänen eine große Rolle zu spielen. Der Briefwechsel zwischen beiden wurde reger und inniger, ein glückliches Ungefähr brachte eine Freundin Sidoniens

in die unmittelbare Nähe der Gräfin. In Wien war Sidonie zuletzt in der Pension einer Frau du Montet gewesen, die mit ihrem Manne, einem Gerichtspräsidenten, vor dem Schrecken aus Frankreich geflüchtet war und in der österreichischen Hauptstadt eine Erziehungsanstalt eröffnet hatte. Mit ihrer um einige Jahre älteren Tochter hatte Sidonie Freundschaft geschlossen, und diese hatte einen Baron Boosner geheiratet, der in der Umgegend Brodys ein Gut besaß. Im Dezember 1805 kamen die jungen Eheleute dort an, und bald knüpfte sich zwischen ihnen und der Gräfin Potocka ein Verhältnis an, das auf beiden Seiten über die bloß gesellschaftlichen Beziehungen hinausging. Helene wurde nicht müde, von Sidonien zu reden, und die Baronin, von der Prinzeß zu erzählen. In dieser beständigen Beschäftigung mit ihrer Tochter bildete sich in Helenens Phantasie ein abenteuerlicher Plan aus: Sidonien mit dem Sohne ihres Mannes, dem Grafen Franz Potocki, zu vermählen, der, etwa im gleichen Alter wie Sidonie, von seiner Mutter, der Gräfin Anna, in Paris und Dresden erzogen wurde. Anfänglich wies der Graf den Vorschlag als eine Chimäre zurück, die Gräfin Anna würde niemals ihre Zustimmung zu dieser Verbindung geben; aber allmählich befreundete er sich damit. Er kannte seinen Sohn beinahe eben so wenig, wie Helene ihre Tochter, er wußte nur, daß er die beste Erziehung genossen und der gehorsame Sohn

seiner Mutter sei. Bei einer Begegnung gefielen sich indessen Vater und Sohn in jeder Weise, und wie der Graf aus dem liebenswürdigen Benehmen, der Bescheidenheit und Sanftmut Franzens, seiner schlanken Gestalt und seinem hübschen Gesicht eine günstige Hoffnung für den Erfolg des Planes schöpfte, so Helene aus der guten Aufnahme, die ihre erste, leise Andeutung bei dem Prinzen von Ligne fand.

Die Geldangelegenheiten des Grafen Potocki hatten darüber durch den Verkauf der Güter in der Ukraine, Nimierows und Kowalowkas an den Grafen Platon Zubow, dem seine Teilnahme an der Ermordung Pauls I. den Aufenthalt in Petersburg, im Angesicht Alexanders, verleidet, eine Wandlung zum Bessern erfahren. Im Besitz großer Geldsummen, beschloß er, mit seiner Gattin nach Paris überzusiedeln. Helenens Herzenswunsch ging damit in Erfüllung. Im Ausgang des November 1806 traf sie wieder in der „Hauptstadt der Welt" ein; gerade vor 20 Jahren war sie zum letzten Male dort gewesen. Eine ungeheure Wandlung hatte sich vollzogen, überall sichtbar waren ihre Spuren. Die Hälfte der Paläste des Adels lag verödet mit geschlossenen Fenstern da; in der anderen hatte man im Erdgeschoß Läden errichtet. Die Ahnenbilder der Montmorencys und der Gramonts standen in den Schaufenstern der Trödler zum Verkauf; Helenens erster Gang in Paris

war nach der Abtei aux Bois. Es gab weder eine Äbtissin, noch Nonnen mehr; die letzte wohnte mit einer Laienschwester in einer Kammer in der Sèvresstraße. Nach einem Gebete in der Außenkirche wandelte Helene unter Thränen in dem öden, wüsten Garten umher, der die Spiele ihrer frohen Kindheit gesehen. Aber man kann nicht auf die Dauer von Erinnerungen leben, die Wirklichkeit und Unmittelbarkeit forderten ihr Recht. Bald finden wir Vincenz und Helene in einem Hotel in der Nähe des Vendôme-Platzes und der Boulevards, da, wo jetzt das Eden-Theater liegt, kostbar eingerichtet; sie verkehren mit der vornehmen, seltsam genug aus dem alten und dem neuen, napoleonischen Adel gemischten Gesellschaft des Kaiserreichs und bilden einen Mittelpunkt derselben, wo ein wenig gegen den Kaiser geredet und die Faust in der Tasche geballt wird, im allgemeinen jedoch die Bewunderung für den großen Mann vorherrscht; ihre Diners erlangen, vermöge ihres vortrefflichen Kochs, einen Ruf in diesen Kreisen. Der ganze Zuschnitt des Lebens ist breit und fürstlich, ihre Dienerschaft besteht aus achtundzwanzig Personen, von dem Intendanten bis zu den Küchenjungen herab, mit 8000 Franken monatlich bestreitet Helene den Hausstand; die Pferde, Wagen, den Stall, seine Schreiber bezahlt der Graf selbst. Gelegentliche Reisen nach Polen und Galizien abgerechnet, verbrachte Helene ihre letzten Lebensjahre in Paris; im

Sommer 1809 kaufte sie das weiträumige Schloß von Saint-Quen, in der Nähe von St. Denis am rechten Ufer der Seine auf einem Hügel gelegen, mit einem prächtigen Park, einst das Besitztum und der Lieblingsaufenthalt Neckers, unter dessen schattigen Bäumen Frau Susanne Necker und ihr platonischer Bewunderer Thomas die letzte Ruhestätte zu finden hofften. In diesem Schlosse empfing Helene Ludwig XVIII., der hier am 2. Mai 1814 vor seinem Einzuge in Paris übernachtete. Es braucht nicht betont zu werden, daß sie in allen Wandlungen der Pariser mit demselben Leichtsinn und derselben Hitze, wie diese wetterwendische Bevölkerung, einstimmt; sich nach der Heimkehr Napoleons von Tilsit für den „Helden des Jahrhunderts" begeistert und wieder am 31. März 1814 weiße Kokarden für die Bourbons an die Straßenjugend verteilt.

Inzwischen hatte die von Helene so sehnlichst gewünschte und so eifrig betriebene Heirat zwischen dem Grafen Franz Potocki und der Prinzessin Sidonie stattgefunden. Mit unverkennbarer Freude hatte der junge Graf die ersten Eröffnungen seines Vaters darüber aufgenommen und dieser Freude gegenüber seiner Mutter Bedenken fallen gelassen. Im Sommer 1807 hatten sich Franz und Sidonie in Teplitz kennen gelernt, wo Sidonie mit ihrem Großvater weilte, bei den Clary's — eine der Töchter des Prinzen von Ligne war mit dem Fürsten

verheiratet —, und schnell für einander Neigung gefaßt; am 8. September war die Vermählung gefeiert worden und nach kurzem Aufenthalt in Wien das Ehepaar am 23. November 1807 bei den Eltern in Paris eingetroffen. Nach achtzehnjähriger Trennung sahen sich Mutter und Tochter zum erstenmal wieder. Es spricht für die Herzensgüte beider, daß sich das Verhältnis zwischen ihnen aufs freundlichste gestaltete. Der Graf Franz diente eine Zeit lang in Polen, in dem französischen Heere als Adjutant des Marschalls Davoust, verließ dasselbe und trat 1811 als Ordonnanz-Offizier in die russische Armee. Seiner zarten Gesundheit wegen enthob ihn der Zar Alexander indessen bald der militärischen Dienstleistung und gab ihm bei seiner damaligen Vorliebe für die Polen eine Stellung als Kammerherr unmittelbar bei seiner Person; seine Gattin teilte ihre Zeit zwischen ihm und der Mutter. In den Armen Sidoniens ist Helene plötzlich gestorben; in voller Kraft und Gesundheit war sie mit ihrer Tochter von ihrem Landaufenthalt in St. Quen am 21. Oktober 1815 nach Paris zurückgekehrt, in der Nacht des 30. Oktober ward sie von heftigen inneren Schmerzen ergriffen, zwölf Stunden darauf war sie tot. Der Mann, den sie so maßlos und bis zuletzt mit wilder Eifersucht geliebt, war fern von ihr in Polen auf seinen Gütern, vermutlich in Gesellschaft seiner Geliebten, des Fräuleins Karowska. Unter den letzten Brief,

den er von Helenen empfangen, hat er die Worte geschrieben: „O Schmerz! Dies ist ihr letzter Brief, sie ist gestorben, und mein Glück mit ihr!" Ein Kummer, der ihn jedoch nicht abhielt, einige Jahre darauf der Gräfin Anna den Vorschlag zu machen, sich wieder mit ihm zu verheiraten . . . Mit lebhafter Genugthuung und einer eigenen Mischung von Frömmigkeit und Zärtlichkeit giebt die Gräfin ihre Zustimmung. Nur der Tod des Grafen verhinderte die Ausführung des Planes, der ein merkwürdiges Zeugnis für den Wankelmut und die Unbeständigkeit seines Charakters und die magische Anziehungskraft seiner Persönlichkeit ablegt.

„Helene Massalska, Frau Potocka," wurde auf dem Père la Chaise „auf Zeit", für fünf Jahre, am 2. November 1815 bestattet, „zweite Reihe, rechts vom Grabe des Marschalls Ney, nach oben". Am 21. März 1840, da niemand mehr Sorge für das Grab trug, wurden die Überreste in die allgemeine Gruft „la fosse commune" übergeführt und dort gelassen. Keine moralische Betrachtung vermöchte das Ergreifende dieser Thatsache auszudrücken.

Liebe und Politik.

Wir wollen von dem unglücklichen Liebesverhältnis der Prinzessin Viktoria von Preußen, geboren 12. April 1866, mit dem Fürsten Alexander von Battenberg sprechen. Dieser war im Mai 1884 bei seinem Bruder Heinrich, der in Potsdam bei der Garde stand, welcher er einst selbst angehört hatte, zum Besuch und fand in „Friedrichskron" die beste Aufnahme. Damals war es in Berlin Stadtgespräch, daß die Verlobung des Fürsten mit der Prinzessin Viktoria unmittelbar bevorstände. Es hieß sogar, diese Verlobung würde bei einem kronprinzlichen Diner proklamiert werden. Das Diner fand allerdings statt, und zwar zu Ehren des anwesenden Fürsten von Bulgarien, alle übrigen daran geknüpften Gerüchte entbehrten aber der Bestätigung. Jetzt hieß es, diese Angaben wären nicht unbegründet gewesen, vor-

handene Absichten des Fürsten von Bulgarien seien aber an der ablehnenden Entscheidung Kaiser Wilhelms gescheitert. Die Besprechungen, welche Fürst Bismarck mit dem Kaiser und dem damaligen Kronprinzen hatte, standen mit dieser Angelegenheit im Zusammenhange. Es wurde schon damals ausdrücklich in mehreren Zeitungen erwähnt, daß nicht bloß Kaiser Wilhelm, sondern auch der Kronprinz dem Plan widerstrebte, und daß der letztere, als im Jahre darauf die Erhebung in Bulgarien ausbrach, sich Glück wünschte, seine Tochter nicht dem schwankenden vulkanischen Boden jenes Landes anvertraut zu haben.

Kaiser Friedrich III. war kaum 14 Tage zur Regierung gelangt, als Deutschland durch die plötzliche Nachricht beunruhigt wurde, die bevorstehende Verlobung der Prinzessin Viktoria, Tochter des Kaisers, mit Prinz Alexander von Battenberg, verbunden mit der Verleihung eines preußischen Armeekorps und des Ordens pour le mérite an denselben, habe den Reichskanzler, der die guten Beziehungen zu Rußland dadurch bedroht sehe, zu einem eventuellen Entlassungsgesuch vermocht. Der tragische Regierungsantritt des Kaisers Friedrich habe, wie ein Blatt sich ausdrückte, plötzlich zu einer um so dramatischeren und peinlicheren Lage geführt, als dieselbe durch das Element verschiedener starker weiblicher Willenskräfte verwickelt werde, mit denen Fürst Bismarck nie

vorher so direkt zusammengestoßen sei. Besonders der Königin Viktoria von England wurde das Betreiben jener Verbindung des kaiserlichen Hofes mit dem Exfürsten von Bulgarien zugeschrieben.

In der Zeit, wo diese Herzensangelegenheit spielte, wurde auf ein im Jahre 1886 in einem Züricher Verlag erschienenes Buch hingewiesen, betitelt: „Mitregenten und fremde Hände in Deutschland". Einen Auszug daraus brachten im April 1888, als in Charlottenburg die Battenberger Verlobungsgeschichte spielte, die „Grenzboten", und zwar mit der höchst auffallenden Bemerkung: „Die dankenswerten Aussprüche der Züricher Schrift seien um so zuverlässiger, als wir bestimmt wissen, daß sie aus der Feder eines Fürsten stammen, der aus naheliegenden Gründen als Eingeweihter ersten Ranges zu gelten hat." Das bezeichnete Blatt gab sodann die Quintessenz des hierhergehörigen Teiles seiner Darstellung, wobei es für geraten hielt, hier und da starke Ausdrücke, die der Herzog gebraucht, abzuschwächen.

Der Verfasser schildert die Damenpolitik an den verschiedenen Höfen und bemerkt, nachdem er des Mißgeschickes gedacht hat, das die Kaiserin Eugenie dabei erlitten, es habe gelehrt, daß die Damen einzeln sich auf diesem Felde nicht leicht bewähren und deshalb einer Ergänzung durch andere Hände schwesterlicher oder töchterlicher Unterstützung, einer Familienvergesellschaftung, eines

Hinüber- und Herüberwebens bedürfen. Dann fährt er fort: „In dieser günstigen Lage vielfach verschlungener Bundesgenossenschaften befindet sich heute die Königin Viktoria mehr wie je eine Herrscherin, aber wunderbarer Weise wird nicht viel Aufhebens von ihrem Einflusse gemacht. Sie übt denselben auch nicht in inneren Fragen Englands, desto eifriger und umfangreicher aber in dessen auswärtiger Politik, und der Schauplatz ihrer Wirksamkeit ist vor allem Deutschland.“ Durch eine eigentümliche Verkettung von persönlichen Umständen ist sie bei allen ihren geistigen Gaben in Bezug auf die Stellung, die sie in den deutschen regierenden Familien einzunehmen hätte, in eine Art von Rechtsirrtum verfallen. Durch ihre intimen Beziehungen zu dem koburgischen und hannoverschen Hause entwickelte sich bei ihr die Vorstellung oder das Gefühl, daß sie im Grunde auch im Rate der deutschen Mächte Sitz und Stimme habe, wie ja auch ihr Gemahl, Prinz Albert, die deutschen Angelegenheiten keinen Augenblick ohne sein Accompagnement gelassen hatte. Es gewährte ihr vermutlich große Befriedigung, als man ihr den Titel einer Kaiserin von Indien beilegte, aber noch größere empfand sie, wenn sie in Hannover, Hessen-Darmstadt, Koburg-Gotha und nun vollends in Berlin beachtet wurde und Gehorsam fand. Sie interessiert sich nicht so sehr für die Nabobs ihrer kaiserlichen Länder, als für die guten Deutschen, denen sie gar zu

gern ein Wohlergehen nach ihrem eigenen Ideal verschaffen möchte. Es war indes nicht ihre Meinung, daß die Nation der Denker berufen wäre, sich vorzugsweise in der großen Politik vernehmlich zu machen, und so war sie denn von Anfang an eine Gegnerin Bismarcks und ertrug es schwer, daß die Deutschen so unmoralisch waren, den Franzosen Straßburg und Metz wegzunehmen. Die Königin von England konnte freilich nicht, wie ihre Vorfahren, Truppen in Deutschland aufmarschieren lassen, aber was ein fremder Herrscher hier durch Töchter, Enkel, Vettern, durch Spezialgesandte und Agenten männlichen und weiblichen Geschlechts leisten kann, ist alles wenigstens versucht worden. Bisher sorgte in der deutschen Reichshauptstadt Bismarck dafür, daß dieses Bestreben in internationalen Angelegenheiten nicht viel erreichte. Aber anders war es in fürstlichen Privatsachen. Hier machte sich der englische Einfluß weit stärker geltend als einst der russische. Ein Beispiel war die Ehefrage des Großherzogs von Hessen, in welcher dieser Einfluß gegenüber der vollkommen legalen Wiederverheiratung des ehemaligen Schwiegersohnes der Königin Viktoria auf juristischem Gebiete eingriff und durch erzwungene Auflösung des neuen Ehebundes mit einer Rechtsbeugung endigte. Als Kaiser Nikolaus einst die Vermählung einer russischen Hofdame mit einem hessischen Prinzen zu hindern versuchte, wollte ihm in ganz Deutschland keine

einzige Stimme die Befugnis dazu einräumen. Jetzt schien man die Sache, welche doch unverkennbar auch politischer Natur war, wie selbstverständlich anzusehen. Besaß man aber Bürgschaften, daß dem ersten Akte nicht bald ein zweiter und dritter folgen würde, und durfte man warten, bis die englische Direktive — auch in den allgemeinen politischen Fragen maßgebend wurde? Am Willen Englands dazu hat es nicht gefehlt. So lange der Prinz-Gemahl lebte, fand Deutschland in ideellem Sinne einen gewissen Rückhalt am Londoner Hofe, und die englischen Ministerien wurden durch diesen wenigstens von den brutalsten Schritten gegen Deutschland abgehalten. Viel vermochte er aber nicht zu nützen. Eine Veröffentlichung der Akten in der Sache Schleswig-Holsteins würde das deutsche Volk leidenschaftlich gegen England entflammen, und es ist Thatsache, daß alle jetzt hinter uns liegenden Bestrebungen nach einer Zusammenfassung der Deutschen an englischer Eifersucht und Mißgunst die größten Schwierigkeiten gefunden haben. Allmählich begann die Königin an dem ihr anfangs verhaßten Louis Napoleon Gefallen zu finden, und die früher als Abenteurerin zurückgestoßene Eugenie verwandelte sich in ihrer Anschauung in die charmante Schwester von Frankreich. Schon konnte der Kaiser seine erste Karte gegen das legitime Europa in Italien unter lautem Beifall der Engländer ausspielen, und die Frage, ob dieser Krieg

am Rhein fortgesetzt werden solle, wurde von ihm viel später bejaht als von der öffentlichen Meinung Englands. Die Vermählung der ältesten Tochter der Königin mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen legte dem bösen Willen der großen Mehrheit des englischen Publikums einige Reserve auf, bis der Prinz von Wales mit einer dänischen Prinzessin verheiratet wurde, und damit der Beweis vorlag, daß man sich in seinen Stimmungen gegen das verhaßte Deutschland nicht mehr durch Rücksichten auf den Hof beirren zu lassen brauchte. Die angeblichen Sympathien der Königin für Schleswig-Holstein waren Illusionen, und nur arge Naivität in politischen Dingen konnte von einem intimen Freundschaftsverhältnis oder gar von einer uns vorteilhaften Allianz zwischen Großbritannien und Preußen als einer Folge jenes Ehebündnisses träumen. Nicht einmal ein nützlicher Dienst war zu erwarten, als Preußen 1864 mit der Erfüllung seiner Aufgaben begann, und Preußen mußte seinen Weg im vollsten Gegensatze zu dem Mißtrauen und Übelwollen Englands machen. 1866 hatte sich die Königin soweit „in den Jargonton antipreußischer Manipulationen verloren, daß man ihr nicht mehr die Wahrheit sagen durfte“. Ein Beweis dafür sind die Briefe ihrer Tochter Alice, die sie selbst herausgegeben hat. Die kluge Prinzessin stand ganz entschieden auf preußischer Seite und beklagte tief die Stellung, die der

Großherzog in dem Konflikt gewählt hatte. In den Briefen aber begegnet man dem geraden Gegenteil davon; die gute Tochter durfte der Mutter nicht gestehen, was sie empfand und dachte. Die englische Politik war aber damals nicht etwa für Österreich begeistert. Konnte man Österreich schwächen, seine Stellung in Italien und an der Adria erschüttern, ihm Venedig nehmen, so waren das Ziele, „aufs innigste zu wünschen". Nur Preußen sollte dadurch nicht gehoben und gestärkt werden. Es war im Interesse Englands, wenn beide Mächte kleiner wurden, da es so stärker wurde und imstande blieb, die balance of Europe zu halten und nach seinem Willen zu dirigieren. Während des Krieges waren indes diese und ähnliche Gedanken aufs bloße Wünschen beschränkt. Aber schon 1867 sah der Eingeweihte die Damenpoltik sich wieder an den Webstuhl der Zeit setzen, und während hier insgeheim gearbeitet wurde, verriet das englische Volk bei Ausbruch des Krieges von 1870 offen, mit welchem von den beiden Gegnern es sympathisierte, und dieses Gefühl wurde von Thaten begleitet, welche wie Überschreitung der Grenzen der Neutralität aussahen, ja zum guten Teil unter den Begriff fielen, welchen die englische Jurisprudenz mit fraudulent neutrality bezeichnet. Man versah die französischen Heere mit Waffen, die französischen Kriegsschiffe mit Kohlen, man ließ durch französische Kreuzer deutsche Kauffahrer in englischen

Gewässern aufbringen und zerstören, man erweckte bei den französischen Machthabern Hoffnungen, welche sie in ihrem Widerstande bestärkten. Solche und ähnliche Manöver ließen sich allerdings von den hochstehenden Parteigängerinnen Englands in Deutschland nicht ausführen, der Damenchor in der Tragödie mußte vielmehr die Siegeslieder der Deutschen mitsingen und konnte nur im Stillen über das arme Frankreich und das schöne Paris wehklagen. Napoleon und Eugenie aber wußten, wohin sie gehörten, als sie in die Verbannung gingen und England zum Aufenthalte wählten. Es war das Reich ihrer besten Freundin. Die Salonpolitik aber, die wir kennzeichneten, wurde fortgetrieben, die Vorteile einer Trabantenstellung zu England wurden in immer neuen Formen begreiflich zu machen versucht und namentlich der Wachtdienst an Rußlands Thür als Pflicht der Selbsterhaltung nach Möglichkeit empfohlen. Diese Tendenz der englischen Einflüsse wurde durch die letzten Ereignisse in Bulgarien, Konstantinopel und Centralasien täglich zu stärkerem Werben und Drängen veranlaßt, sie bildet eine große Gefahr für das Wohl und den Frieden Deutschlands, und es ist hohe Zeit, daß die Nation sie kennen lernt und sich ebenso einmütig gegen sie erhebt, oder sagen wir, ausspricht, wie vor 30 Jahren gegen die russischen Einflüsse an den deutschen Höfen. Unsere Lage verträgt eben kein Zusammengehen mit einer Macht, die

uns wenig nutzen könnte, auch wenn sie wollte, und die uns nur dann ein freundliches Gesicht zeigt, wenn sie uns zu benutzen vorhat.

Von diesem Standpunkte aus wurde in Deutschland die Verbindung des Battenbergers mit der preußischen Prinzessin Viktoria als ein neuester Versuch Englands, uns für seine Interessen zu gewinnen und dauernd daran zu fesseln, beurteilt. Die Verheiratung des Battenbergers mit der Tochter unseres Kaisers war von dessen Schwiegermutter angeregt worden und wurde von dessen Gemahlin lebhaft gewünscht und mit Eifer betrieben. Der Plan war schon bei Lebzeiten Kaiser Wilhelms auf der Tagesordnung, und schon damals machte Fürst Bismarck, als er davon erfuhr, mündlich und schriftlich Vorstellungen dagegen. Diese überzeugten den Kaiser, und er weigerte sich, seine Einwilligung zu geben, obwohl man ihm sagte, die Prinzessin liebe den Fürsten. Die Königin Viktoria gefiel sich im Stiften von Ehen, wie alle älteren Frauen, der Prinz mochte ihr als stattlicher Mann gefallen, und sie mochte ihn auch aus dem Grunde zum Gemahl für ihre Enkelin auserſehen haben, weil er ein Bruder des Mannes ihrer Lieblingstochter Beatrice war. Sie hatte aber offenbar vorzüglich politische Zwecke mit der Sache im Auge, eine dauernde Entfremdung zwischen ihm und Rußland.

Die Mitteilung, daß die Königin Viktoria von Eng-

land sich mit Entschiedenheit gegen das Battenberg'sche Eheprojekt ausgesprochen habe, wurde zunächst gegenüber der Gunst, welche die Königin bekanntlich der Battenbergischen Familie zugewendet, mit Zweifel aufgenommen. Mochte die Königin Viktoria dem Verlobungsplan noch so nahe gestanden haben, ihre Erklärung gegen denselben war insofern bemerkenswert, als damit aufs neue konstatiert wurde, wie stark an den entscheidenden Stellen Europas die Friedenstendenzen vorwiegen. Dieser Zug wird in dem Herrscherschild der Königin Viktoria jedenfalls ein bleibender sein. Über Kaiser Friedrich sagt H. Delbrück, indem er an die Art und Weise erinnert, wie der Kaiser dem Fürsten Bismarck anzeigte, daß er ihn als Minister zu behalten gedenke, und wie fein und bestimmt er es ausgedrückt habe, daß er seine Dienste weiter in Anspruch nehme, dabei aber selbst der Herr zu bleiben gedenke: „Die Nachwelt wird es schwer begreifen, daß drei Wochen nach einer solchen Kundgebung die Meinung Glauben finden konnte, Kaiser Friedrich denke daran, sich von dem Reichskanzler zu trennen. In Wirklichkeit hat nie einen Moment eine Kanzlerkrisis bestanden oder hat der Kaiser sich auch nur mit dem Gedanken an eine solche Möglichkeit beschäftigt, wie ich mit der positivsten Gewißheit behaupten darf."

Es ist eben kein Geheimnis, daß die fragliche Verbindung nur ein Lieblingswunsch der Kaiserin war.

Kaiser Friedrich war mit dem Kanzler einig, sobald die Angelegenheit zur ernsten Erörterung gelangt war, und insofern konnte man von keiner Krise sprechen. „Aber“ — so wurde damals von eingeweihter Stelle wörtlich ausgesprochen — „es giebt Persönlichkeiten, welche, ohne Befugnis zum Eingreifen in Leitung der Staatsangelegenheiten, die Hoffnung zu hegen scheinen, irgendwie eine vollendete Thatsache schaffen zu können, welche der von dem Kaiser gebilligten Auffassung des Kanzlers entgegenstände. In diesem Falle wäre die Krisis, und zugleich ihre Wirkung, der Rücktritt des Kanzlers da.“

Es wurde berichtet, daß der Prinz von Battenberg am ersten Ostertage, also am 1. April 1888, nach Berlin kommen sollte, aber den Wink erhalten hatte, dies zu unterlassen. So früh schon also waren die politischen Einwendungen des Fürsten Bismarck, wenigstens vorläufig, durchgedrungen, während die erste Nachricht der „Köln. Ztg.“, daß er im Begriff stehe, sein Entlassungsgesuch einzureichen, erst am 5. April erschien. Zur Erklärung dieser Meldung berichtete die „Köln. Ztg.“ hinterher, Fürst Bismarck habe die politischen Gründe, welche gegen die Verleihung des preußischen Armeekorps und des Ordens pour le mérite an den Battenberger und die Vermählung des also ausgezeichneten Prinzen mit der Prinzessin Viktoria sprachen, zugleich mit seinem Eventual-Entlassungsgesuch am 4. April morgens dem

Kaiser in einer Denkschrift von 30 Seiten und einem Nachtrag zu derselben unterbreitet. „Die Kanzlerkrisis,“ sagte die „Köln. Ztg.“, „welche einige Tage vorher durch die kaiserliche Entscheidung zu gunsten des Fürsten Bismarck erledigt schien, brach also von neuem aus.“ Dieses „also“ war unwillkürlich; die Denkschrift des Kanzlers, welche am 4. überreicht sein soll, konnte auch den Zweck gehabt haben, nach der nun selbst von der „Köln. Ztg.“ zugegebenen früheren Entscheidung des Kaisers zu gunsten des Fürsten Bismarck, durch genauere Darlegung seiner Auffassung die Wiederkehr der Schwierigkeit zu verhüten. Und das, was die „Köln. Ztg.“ über die Denkschrift und das „Eventual-Entlassungsgesuch“ vom 4. hinterher berichtete, rechtfertigte nicht die Meldung vom 5., daß der Kanzler im Begriff stand, sein Entlassungsgesuch einzureichen. Dazu wäre notwendig gewesen, daß die Denkschrift ihren Zweck verfehlt hätte, was selbst die „Köln. Ztg.“ nicht behauptete.

Für die Hauptsache, für das Faktum, daß dem Reichskanzler wenige Wochen nach dem einstimmigen Vertrauensvotum des Reichstages zu seiner auswärtigen Politik in dieser Schwierigkeiten geschaffen worden, sind die Einzelheiten belanglos. Diese Schwierigkeiten wurden von dem Fürsten Bismarck überwunden, es ist ebenso sicher, daß er zurückgetreten wäre, wenn sie sich wiederholten, ohne daß er sie überwinden konnte.

Die deutsch-freisinnige Presse bestritt dieses Recht. Sie behauptete, es verstoße wider die Treue gegen den Herrscher, daß dessen erster Diener ein Vorhaben bekämpfe, welches des Königs Gemahlin betreibe. Dieselbe Partei warf sich zur Hüterin des monarchischen Gedankens auf gegenüber dem „Hausmeiertum“. Sie sprach von einer Verletzung der monarchischen Empfindungen des Volkes und stellte dieses vor die Wahl zwischen Kaiserherrschaft und Kanzlerherrschaft. Sie machte sich die Ungeschicklichkeit übereifriger Anhänger Bismarcks zu nutze. Diesen Vorwurf machte den nationalen Parteien selbst ein freikonservatives Organ, welches schrieb: „Wir bedauern die Ausschreitungen, welche die Begeisterung für den Kanzler Angehörigen des Herrscherhauses gegenüber sich hatte zu schulden kommen lassen. Die kaiserliche Familie ist über jede öffentliche Kritik erhaben und darf niemals in das Parteigetriebe hineingezogen werden. Was dem einen mißfällt, gefällt dem andern, unsere persönlichen Anschauungen mögen durch Handlungen und Meinungen der Angehörigen des Kaiserhauses verletzt werden, wir dürfen darüber die Ehrfurcht vor der Monarchie nicht aus den Augen verlieren.“

Der hier den Anhängern Bismarcks gemachte Vorwurf ist schwer zu begründen. Er trifft nur einige außerpreußische Blätter. Eugen Richter beschuldigte im Abgeordnetenhause die „Köln. Ztg.“ ebenfalls „niederträchtiger

Insinuationen“ gegen die Kaiserin. Das angegriffene Blatt replizierte sofort darauf. Die „Köln. Ztg.“ hatte während der Krise gesagt:

„Die Bedürfnislosigkeit ist die Stärke der deutschen Politik, welche nicht durch eine abenteuerlich ausgreifende Staatskunst preisgegeben werden darf, wenn Deutschland nicht eines seiner kostbarsten Güter, seinen Ruf als friedenverbürgende Macht, verlieren soll. Es ist einer der größten und edelsten Züge der Bismarck'schen Politik, daß die Welt, welche das geeinte und machtvolle Deutsche Reich anfangs ganz naturgemäß argwöhnisch betrachtete und einen Schulmeister der Welt à la Napoleon in ihm witterte, sich in dieser Beziehung vollständig beruhigt hat. Wir werden diesen mühsam gesammelten Schatz hoffentlich nicht durch das Hineintragen frauenhaft persönlicher Elemente in unsere Politik leichtsinnig verschleudern. Rußland wird also unsere Thür stets für eine ehrliche, freundschaftliche Annäherung offen finden, und wir werden uns vor Maßregeln hüten, welche der deutschen Nation nicht den geringsten Nutzen bringen, Rußland aber verletzen müssen.“

Der ganze Aufsatz der „Köln. Ztg.“, dem diese Stelle entlehnt ist, beschäftigte sich weder mit dem Kaiser, noch mit der Kaiserin, noch mit der Prinzessin Viktoria, noch mit dem Prinzen Battenberg, von denen kein Name, noch eine Andeutung in dem Artikel vorkam, sondern

war lediglich die Antwort auf eine die deutsche Politik falsch darstellende Auslassung des russisch-offiziösen Brüsseler „Nord“ über die allgemeine politische Lage. Herr Eugen Richter fuhr in seiner Rede also fort:

„Ist es etwa nicht wahr, daß in jenem Hauptblatt der Kartellparteien und insbesondere der Nationalliberalen am Rhein wörtlich gesprochen ist von hochstehenden Frauen, welche über ihre Herzensangelegenheiten die Politik und die dauernden Interessen der Dynastie und des deutschen Vaterlandes vergessen?“

Wie stand es um dieses „wörtliche Citat“ aus der „Köln. Ztg.“? Es lagen ihm aus längeren Ausführungen der „Köln. Ztg.“ die nachstehenden zwei Stellen zu Grunde:

1. „Wir finden es begreiflich, daß hochstehende Frauen über ihren Herzensangelegenheiten die Politik und die großen dauernden Interessen der Dynastie und des Vaterlandes aus den Augen verlieren; zu den Hütern dieser Interessen aber sind naturgemäß nicht sie, sondern der Kaiser und sein Kanzler berufen.“

2. „Es ist gewiß nicht nur begreiflich, sondern rein menschlich gesprochen, edel und echt weiblich, wenn — wie wir damals schon erwähnt haben — hochstehende Frauen über solchen Herzensangelegenheiten die Politik und die Interessen der Dynastie zeitweilig aus den Augen verlieren; darum ist es ein besonderer Vorteil unserer

preußischen Einrichtungen, daß zu den Hütern dieser Interessen gesetzlich und naturgemäß nicht sie, sondern der Kaiser und sein verantwortlicher Kanzler berufen sind."

Hierauf konnte wohl die „Köln. Ztg." fragen, ob es denn eine „niederträchtige Insinuation" sei, zu sagen, daß die Kaiserin entschuldigt ist, wenn sie nach rein menschlichen und mütterlichen Empfindungen für das Glück ihres Kindes sorgen will, da sie nach preußischem und deutschem Staatsrecht mit der Regierung und Politik des Landes ja gar nichts zu schaffen habe.

Gegenüber dem Eifer, mit welchem die freisinnige Presse in jenen Tagen gegen den Fürsten Bismarck kein Mittel unversucht ließ, ihn zu verdächtigen, und namentlich die allerdings nicht ganz neue Mär von dem Hausmeiertum als Waffe gegen den Kanzler zu gebrauchen suchte, mußte die Nachricht von der Ernennuug des Grafen Herbert Bismarck zum Staatsminister überraschen. Denn gerade in dieser Ernennung, durch welche zum erstenmal in der Geschichte Preußens der Fall herbeigeführt wurde, daß Vater und Sohn zugleich Mitglieder des preußischen Staatsministeriums waren, lag der denkbar klarste und deutlichste Ausdruck nicht nur des vollsten Vertrauens zu dem Fürsten Bismarck, sondern vor allem auch der Anerkennung seiner in allen Tagen und Zeiten gleich bewährten erhabenen Vasallentreue. Gerade gegenüber den in der demokratischen Presse aller Richtungen

nicht nur gegen die Person des Reichskanzlers, sondern vor allem auch gegen dessen Familie getriebenen Verhetzungen, welche selbst bis zu den Anspielungen „Dynastie Bismarck“, „Erblichkeit der Kanzlerwürde“ u. s. w. sich verstiegen, war die Berufung des ältesten Sohnes des Kanzlers in den obersten Rat der Krone bezeichnend. Der Kaiser hatte, wie verlautet, diese Ernennung dem Reichskanzler persönlich angekündigt, indem er den Empfindungen, welche ihn gegen den Reichskanzler beseelten, einen ungemein herzlichen Ausdruck gab. Andere Auszeichnungen, welche für den Fürsten Bismarck in Frage standen, soll derselbe zurückgewiesen haben. Auf der anderen Seite heben die Ärzte, sowie alle diejenigen hohen und niederen Personen, welche in der nächsten Umgebung des kranken Kaisers beschäftigt waren, die rührende, hingebende Liebe des Reichskanzlers Fürsten Bismarck zu seinem Allerhöchsten Herrn hervor. Alle, welche Gelegenheit gehabt, den Kaiser im Schloß zu Charlottenburg zu beobachten, waren ergriffen von dem tiefen Schmerze, welcher den ersten Diener des Kaisers erschütterte, sobald er sich dem hohen Leidenden nahte. Die volle Hingebung, Treue und Aufopferung, die der Fürst mit jeder Faser seines Herzens dem Kaiser Wilhelm dargebracht, übertrug er auch auf Kaiser Friedrich. Wie der Fürst täglich ganz im Stillen die Blüten des Frühlings in einfachen, aber herrlich duftenden Bouquets

seinem kranken Herrn sandte, wie er von Gram gebeugt, in stummem Schmerz an das Lager desselben trat, waren die Beweise der rührenden Hingebung des Kanzlers.

Die Denkschrift des Fürsten Bismarck vom 4. April ist noch nicht veröffentlicht worden. Das in der „Nouvelle Revue" von Madame Adam gebrachte Dokument ist gefälscht. Kein Satz stimmt genau im Wortlaut mit dem wirklichen Bericht des Fürsten Bismarck an Kaiser Friedrich überein. Die Einleitung des Briefes, der auf eine mündliche Rücksprache der Kaiserin mit dem Fürsten Bismarck und auf einen Brief der Königin von England vom 26. März Bezug nimmt, widerspricht sogar den Thatsachen. Richtig ist dagegen in der falschen Urkunde der ungefähre Gedankengang; vorläufig ist noch nicht zu ermitteln, ob der Fälscher das Schriftstück nur auf Grund der damaligen ausführlichen Mitteilungen der Presse, in erster Linie der „Köln. Ztg.", nach freiem Erraten zusammengestellt, oder ob er vielleicht auch noch vom echten Bericht, sei es durch die Erzählung einer unterrichteten Persönlichkeit, sei es gar durch eigenen Einblick, Kenntnis erhalten hat. Jedenfalls kann aber selbst ein solcher Einblick nur flüchtig gewesen sein, höchstens in einmaligem flüchtigen Lesen bestanden haben, da die Ausführungen des echten Berichtes selbst dem Sinne nach nicht einmal in großer Vollständigkeit, sondern mit wesentlichen Auslassungen und Lücken wiedergegeben sind. Was inhaltlich

als zutreffend angesehen werden kann, mag hier wiedergegeben werden. Fürst Bismarck rät ab, einem Projekt Folge zu geben, das, wenn es die Wünsche der königlichen Familie von England erfüllt, nicht unter demselben Gesichtspunkt von der kaiserlich deutschen Regierung betrachtet werden kann, die durch die gegenwärtigen Kombinationen ihrer auswärtigen Politik in einer Lage festgelegt ist, deren Basis seit langem besteht, und deren begründetes und notwendiges Gleichgewicht nicht von der Frage einer in jeder Hinsicht ehrenwerten Neigung abhängen kann, die doch nur in zweiter Linie in Betracht kommen kann. Es handelt sich nicht um die Ehe der Prinzessin mit dem Prinzen Alexander von Battenberg, einem deutschen Unterthan, sondern mit dem Fürsten von Bulgarien, einem depossedierten Souverän, der sich noch als Prätendent gebärdet. Fürst Bismarck bittet den Kaiser, in dieser Frage allein den Gesichtspunkt allgemeiner deutscher Politik zu beachten, der sich daran knüpft. Dieses Eheprojekt war bereits in Frage gewesen, Kaiser Wilhelm hatte in dieser Beziehung seinen Willen eingesetzt, der respektiert wurde, wie schwer es auch dem steten Wohlwollen seines Herzens fiel, dem ausgesprochenen Wunsche seines geliebten Sohnes sich zu widersetzen. Der Souverän, der das Deutsche Reich gegründet und so große politische Thaten ausgeführt hat, setzte immer die Staatsraison über seine persönlichen

Empfindungen und hat diese nur in voller Sachkenntnis geopfert. Der verstorbene Kaiser hat die schwerwiegenden Gründe gekannt und beurteilt, aus denen die Verbindung der Prinzessin mit dem Prinzen Alexander nicht zugelassen werden konnte. Diese Gründe bilden einen untrennbaren Teil des politischen Systems der kaiserlichen Diplomatie in ihren direkten Beziehungen zu Rußland und dessen erhabenem Souverän.

Kaiser Wilhelm hat sterbend die einzigen Sorgen seiner großen Seele zu erkennen gegeben, als er den Rat erteilte, immer in dem Geiste der Schonung gegenüber dem Zaren zu verfahren und gegenüber Rußland eine Politik des Friedens und herzlichen Einverständnisses zu führen. „Ew. Majestät weiß, daß ich mich immer von demselben Gedanken durchdringen ließ, und daß alle meine Bemühungen immer darauf gerichtet waren, in einer definitiven Weise diese Beziehungen guter Nachbarschaft und Verbindung realisiert zu sehen, wie sie zwischen Deutschland und Rußland bestehen müssen. Diese Beziehungen in nichts zu verdunkeln, hatte unser verstorbener Kaiser beschlossen, sich dem Heiratsprojekte seiner Enkelin mit dem Prinzen Alexander von Battenberg zu widersetzen; es sind dieselben Gründe hoher politischer Konvenienz, die sich auch noch heute der Ausführung desselben Projekts widersetzen."

Das Dokument nimmt auf die Vorgänge vom

Sommer zuvor Bezug, wo der Zar von Kopenhagen nach Berlin kam. Es sagt: „Mit Geringschätzung antwortete derselbe auf die Einladung, die unser erhabener Kaiser ihm zur Zeit der großen Manöver von Stettin hatte zukommen lassen.“ Hier begeht das Dokument eine historische Fälschung. Man hat zwar den Zaren in Stettin erwartet, ihn aber nicht eingeladen.

Der Kanzler führt dann in dem angeblichen Bericht Kaiser Friedrich gegenüber durch Beifügung des Aktenmaterials den Beweis, daß seine Politik in allem, was Rußland betraf, stets eine durchaus loyale und wohlwollende gewesen sei und fährt dann fort:

„Es kann keinem Zweifel unterliegen, welcher Schluß aus diesen Zwischenfällen gezogen werden muß; auf der einen Seite der Kaiser von Rußland, der in schwerer Weise die Beleidigung empfand, welche er von unserer Politik seiner Würde zugefügt glaubte, auf der anderen Seite unserer verstorbener Kaiser, der alles ins Werk setzte, um seinen kaiserlichen Neffen aufzuklären und den zwischen Rußland und Deutschland bestehenden Beziehungen den Charakter gegenseitigen Vertrauens zurückzugeben, den diese Beziehungen bewahren und aufrecht halten müssen, als eine der stärksten Bedingungen der Stabilität des Friedens in Europa. Ew. Majestät werden, nachdem sie von allen Einzelheiten dieser so verwickelten Frage Kenntnis genommen haben, die genauen Gründe

noch leichter erkennen, mit denen die deutsche Politik jeden Gedanken einer Heirat zwischen einer Hohenzollerin und dem ehemaligen Fürsten von Bulgarien zurückweisen mußte und noch zurückweisen muß, nachdem die Entfernung desselben aus Bulgarien durch den Zaren gewollt war. Die Frage der guten politischen Beziehungen mit Rußland hängt davon ab, und in dem gegenwärtigen Zustand von Europa ist die Aufrechterhaltung dieser guten Beziehungen notwendig. Ew. Majestät kennt in der That die Absichten der deutschen Politik, was Bulgarien anbetrifft, sie weiß, daß wir uns von der politischen Linie nicht entfernen können und dürfen, welche bis hierher befolgt worden ist, und die keinen anderen Charakter haben konnte, als eine vollständige Uninteressiertheit bezüglich alles dessen, was in dem Fürstentum sich ereignet.

Es würde in einem zu großen Maße den Entscheidungen dieser Politik der Uninteressiertheit entgegentreten, wenn man dem Prinzen, der ein Prätendent auf die Krone von Bulgarien ist, mit der Hand einer Prinzessin aus dem kaiserlichen Hause von Deutschland die politischen Hoffnungen geben wollte, welche diese Ehe mit sich führen müßte. Der Zar würde das Recht haben zu glauben, daß unsere wirklichen Absichten nicht mit unseren Handlungen übereinstimmen, und daß, wenn wir einem von dem Thron gestürzten und unter dem Druck

der russischen Politik aus seinem Staat verbannten Fürsten die Weihe einer solchen Verbindung geben, wir beabsichtigen, die Popularität des Prinzen zu erneuern und seine Rückkehr nach Bulgarien zu erleichtern. Schon ist König Karl von Rumänien, lediglich seines Namens und seiner Abstammung halber, Gegenstand harter Angriffe. Wie würde Rußland, welches alle diese Angriffe leitet und unterhält, die Nachricht der Heirat des Fürsten von Bulgarien mit einer Prinzessin der Hohenzollern aufnehmen? Diese Lage würde eine wirkliche Gefahr für den Frieden begründen und unsere Diplomatie kompromittieren, indem sie ihr Verbindlichkeiten auflädet, die zu übernehmen nicht im Interesse von Deutschland liegt. Was er auch sagt, und was er auch wolle, Prinz Alexander ist und bleibt nun einmal ein Prätendent. Er kann nicht aufhören, es zu sein. An dem Tage, wo er durch die Ereignisse, die man ja leicht voraussehen kann, dorthin berufen, nach Sofia sich begiebt, darf er es nicht thun mit dem Anschein der offiziellen Unterstützung der kaiserlichen Politik. Sonst würde an diesem Tage Deutschland alle Konsequenzen einer Lage zu übernehmen haben, die ich mich immer bemüht habe, für Deutschland nicht zu schaffen. Die deutsche Politik hat offiziell weder von nah, noch von fern etwas in den bulgarischen Angelegenheiten zu suchen. Ew. Majestät kennt die wesentlichen Gründe, die auf ein einziges Ziel einmünden: die Kon-

solidierung der Friedensliga, welche die Centralmächte von Europa umschließt, und Ew. Majestät weiß, daß dies von diesen Mächten gemeinsam unternommene Werk zur vollständigen Realisation nur gelangen kann, wenn Rußland in dem Zustand offizieller Sympathie erhalten wird, die immer zwischen unserem verstorbenen Kaiser und dem Zaren von Rußland herrschte. Die offenliegende Neutralität unserer Politik gegenüber allen Unternehmungen der russischen Politik — selbst eine Art von Ermutigung von unserer Seite in den Grenzen, die wir uns gezogen haben — das ist der modus vivendi unserer Politik in Bezug auf Rußland. Dieser Gesichtspunkt ist so zutreffend, daß das Werk der Feinde der deutschen Macht darin besteht, Situationen herbeizuführen, die diesen Zustand der offenen Sympathie, der noch dauert, zerstören können, trotz aller bis auf diesen Tag geübten Anstrengungen. Es ist nicht die russische Allianz, was von dieser Seite gesucht wird, sondern vielmehr das Mittel, einen ernsthaften und unheilbaren Konflikt zwischen den beiden Höfen von Berlin und St. Petersburg, sowie zwischen den beiden Kaisern zu schaffen, und diese Taktik ist geschickt.

.... Die Intriguen, die sich an den Heiratsplan des Prinzen Alexander knüpfen, erfolgen nicht bloß in Deutschland, sie haben ihren Mittelpunkt im Auslande, und zwar nicht allein in London, sondern überall, wo

man gegen die Macht der deutschen Einheit konspiriert. Es sind dieselben Komplotte, welche die Angelegenheit der bulgarischen Aktenstücke angezettelt haben, dieselben Komplotte, die nunmehr diese Versuche unternehmen, deren förmlicher Zweck ist, Ursachen der Reibung zwischen dem Zaren und dem Kaiser herbeizuführen, und diese Ursachen werden in der Zukunft den Kombinationen der kaiserlichen Politik Hindernisse bereiten.

Die oben bezeichneten Kombinationen, Ew. Majestät weiß es, sind das überlegte und lang erwogene Werk der vorigen Regierung; sie haben für sich die Sanktion unseres verstorbenen Kaisers, der sie zu billigen gewußt, weil sie in allen Punkten dem von der kaiserlichen Politik angestrebten friedlichen Zweck entsprachen. Dieser Zweck, welcher auch durchaus den Ansichten Ew. Majestät entspricht, wird nur auf demselben Wege erreicht werden können, indem den Dispositionen der deutschen Diplomatie die erworbenen Stellungen gewahrt bleiben. Ich halte dafür, daß im vorliegenden Falle die Verwirklichung des Heiratsplanes zwischen der Prinzessin, Ihrer Tochter, und dem Prinzen Alexander von Battenberg zum Nutzen der Gegner unserer Politik uns eine der letzten Positionen verlieren lassen würde, die in einem gegebenen Zeitpunkt den stärksten Interessen des Kaiserreichs dienen sollen."

Kaiser Friedrich dachte nicht daran, den Reichskanzler zu opfern. Er erinnerte sich wohl eines Falles,

wo ein Prinz seines Hauses sich in Wirklichkeit in gleicher Lage befand, wie jetzt vielleicht seine Tochter, und in schönem Gehorsam gegen den Vater und den Brauch des Hauses entsagte. Er erinnerte sich dessen wohl um so eher, als dieser Prinz, der ein so ruhmreiches Beispiel gab, der spätere Kaiser Wilhelm war, der als junger Mann auf die Hand der von ihm heißgeliebten Fürstin Elisabeth Radziwill verzichtete, weil sein Vater gegen die Heirat war. Auch des Kaisers Großvater gab ein solches Beispiel. Friedrich Wilhelm III. liebte nach dem Tode der Königin Luise eine schöne französische Dame und war im Begriff, sich mit ihr zu vermählen, stand aber davon ab, als Gneisenau und Schön, um ihre Meinung befragt, ihm davon abrieten.

Der Prinz von Battenberg, der am ersten Ostertage nach Berlin kommen sollte, erhielt, wie bereits bemerkt, den Wink, dies zu unterlassen. Die Kaiserin Friedrich erklärte dem Fürsten Bismarck, „sie opfere das Glück ihres Kindes auf dem Altar des Vaterlandes".

„Für den Battenberger schlagen die Männer- und die Frauenherzen höher," hat der arme Nachfolger Alexanders in Bulgarien sich sagen lassen müssen. Fürst Alexander hat Bulgarien verlassen und damit gethan, was in seinen Kräften stand, um den Mächten die Aufgabe der Erhaltung des Weltfriedens zu erleichtern, die auch er über die Befriedigung seines persönlichen Ehr-

geizes setzte, das muß anerkannt werden. Aber man glaubte bei der Verlobungsfeier an seine Absicht, mit deutscher Hülfe nach Bulgarien zurückzukehren.

Die Battenberg'sche Familie war der englischen schon durch die Verheiratung des Prinzen Ludwig mit der Enkelin der Königin Viktoria näher getreten. Es geschah dies in noch höherem Grade durch die Vermählung des Prinzen Heinrich von Battenberg mit der jüngsten Tochter der Königin von England, Beatrice.

Druck von C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37.

Druck von C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstr. 37.